

Helge Landmann

Liebe leben – Eine Blütenlese oder die Wiederkehr der Dialektik ins menschliche Leben

Mein Ewiger, gewaltig sprich!
„Du mein Vernunft, ich du – du ich.
Mein Geist entspross von dir, als mich
dein Lieben zwang, mein Lieben dich.
Ich erneure, teure, steure, feure, giere
danach, dass mein Wort deinen Altar deckt.“

Heinrich „Frauenlob“ zu Meißen, 13. Jh., Kreuzleich (Transkription Karsten Gundermann)

Vorwort	1
1. Der schöne Mann – die schöne Frau	3
2. Vom Sinn des Lebens	9
3. Verfassung und Verfasstheit im komplementären Daseinskampf	11
4. Der Blick in die Glaskugel	21
5. Dreiklang der Naturelltypen	33
6. Die unterschätzten Tertiären	39
7. Farbpsychologie und Heilung	42
8. Von der Macht der Musik	44
9. Riechen und Schmecken - die Alten	48
10. Liebe leben	53
11. Die Kunst zu heilen	65
12. Die vergessenen Schwestern Ethik und Ästhetik	82

Vorwort

In der 2018 gefertigten Schrift „Liebe ist mehr“¹ wurde, angeregt durch Hans Blüher und einen Beitrag von Hartmut Bock, von mir der Boden zu einer philosophische Betrachtung der Liebe geebnet. Diese Betrachtung reicht zurück bis in die Antike, greift aber auch neue Erkenntnisse aus der Physik und Hirnforschung auf. Wesentliche Folgerung daraus war, dass Liebe nicht mehr aber auch nicht weniger als die aus der Dialektik bekannte Synthese sein müsse, bei der sich „Einheit und Kampf der Gegensätze“ wechselseitig vollziehen. Erklärbar wäre daraus die Zuwendung und Leidenschaft, mit der das vielfach vonstattengeht. Die in ihren Grenzwerten „rational“ und „irrational“ schwer zu vereinigenden Gegensätze werden, von Liebe zwanglos zueinander geführt. Man könnte von einem neuen „Aggregatzustand“ sprechen. Doch das Wort „Aggregat“ beschreibt nur die materielle Seite der Erscheinung, die immaterielle fällt trotz ihrer Grundsätzlichkeit durch das Raster der sich heute im Wesentlichen dinglich und auf der Basis elektrischer und anderer Feldwirkungen erklärenden Welt.²

Könnte es bei der grundsätzlichen Bedeutung – die wir nicht erkennen – sein, dass eine im Körper für die Liebe angelegte Struktur einfach vergessen wurde? Wäre es gar möglich, dass ein jüngst erst wieder entdecktes, weitläufig vernetztes Zwischengewebe, mit seiner angenommenen Verknüpfung im Solarplexus, eben dieser Struktur zugehört? Liegt das Phänomen der schwierigen Erfassbarkeit der Liebe wirklich nur an einer netzartigen Verbreitung oder vielmehr daran, dass sie „liebevoll“ – also lebendig – sein muss, um erkannt zu werden? Funktioniert solches Netz dabei ein bisschen wie der bei den Ureinwohner Australiens bekannte „Traumfänger“, der feinste Schwingungen anzuzeigen in der Lage ist? Und was ist, wenn ein derartiges Gewebe ständig daran gehindert wird?

Unterdessen wird deutlich, dass sich nicht nur individuell menschliche, sondern auch gesellschaftlich vernetzte Prozesse und weltumspannende Vorgänge ohne die Liebe weder erklären noch leben lassen. Das von Blüher philosophisch betrachtete „Naturkontinuum“ trägt beinahe selbsterklärend die Handschrift der Liebe – mit Schönheit einerseits, aber auch mit Hässlichkeit als destruktiven Gegenspieler.

Es stellt sich nun die Frage, wie lebt man Liebe, von der doch bekannt ist, dass sie mit Macht nicht zu halten ist? Wie von Ferne angeweht erscheinen sie, die Schönheit als Gabe, der Hass als Mitgift, die Liebe aber als Dirigent mit einer wenig steuerbaren Transzendentalität.

Das Buch „Der Sinn des Lebens – Philosophie im Alltag“ des Engländers Julian Baggini³ bedarf der leidenschaftlichen Auseinandersetzung, zumal sie die Liebe unterschlägt. Dabei öffnet ein redlicher Idealismus den Blick dafür, dass Liebe, die so gar nicht nach Sinn oder Unsinn fragt, weil sie beides in sich vereint, letztlich auch der eigentliche Sinn oder Unsinn eines selbstbestimmten Lebens ist. Für Unsinn übersetze man in diesem Zusammenhang allerdings: von unseren Sinnen durch seine besondere Beschaffenheit nicht erreicht. Wenn dem so ist und es gibt wenig Zweifel daran, dann ist es an der Zeit, genauer darüber nachzudenken bzw. zu erspüren, wie die Liebe bei aller Ungewissheit ihrer Erscheinung dennoch zu einer fassbaren Größe im Leben werden kann. Die „Religio“, das „Erkennen“ des Höchsten in zartesten Schwingungen, spielt dabei eine wichtige Rolle. Die darauf aufbauende Religion auch. Diese wird erst dann wirklich berührend, wenn sie mit Liebe einhergeht, ja sich selbst zur Trägerin derselben erhebt. In dieser Gemeinschaft vereint sie gleichwertig das fassbare mit dem unbestimmten, irdisch nicht erklärbaren Element. Solange die „Hüter“ religiöser Anschauungen das allerdings nicht erkennen, ist es um ihre „wissende Schau“ schlecht bestellt, denn Religio, das „Heilige/ Heilmachende“ braucht die Erkenntnisse der Liebe.

¹ Helge Landmann/Hartmut Bock: Liebe ist mehr

² Vgl. Gerald H. Pollack: Wasser – viel mehr als H₂O, 2015 S. 33

³ Julian Baggini: Der Sinn des Lebens – Philosophie im Alltag, Deutsche Ausgabe, 2005

1. Der schöne Mann – die schöne Frau

Dargelegt wurde in „Liebe ist mehr“, dass es den Liebesakt von Mann und Frau allein deshalb braucht, um der Gattung „Mensch“, das Irdische aber auch Entrückte (die Transzendentalität) der Liebe tagtäglich und im Allgemeinen vorzuführen. Welch erhebende Wonne, wenn wir einem schönen Mann oder einer schönen Frau vertraut sein dürfen – in Liebe. Diese Exemplare der mehrheitlich als „schön“ empfundenen Menschen haben es in gewisser Weise geschafft. In ihnen vereinen sich vielgesuchte, archetypische Wesenszüge harmonisch. Krankheiten treten dahinter zurück. Sie sind so Zielpunkt des Wunschdenkens großer Personengruppen. Allerdings mangelt es gerade ihnen oft an markantem Charakter und an Spannungsgeladenheit. Sie wirken dadurch eher etwas langweilig. Der rational agierende Mensch mag das nicht. Er verwechselt oft auch Harmonie mit Flachheit. Für ihn ist „Schönheit“ oft nur eine theoretische und subjektive Kategorie! Er weiß gerade Sinnvolles im wirklichen Leben nicht mit Erhebenden zu verbinden und wenn er danach trachtet wird daraus Künstelei.

Die alten Griechen hatten zur „Schönheit“ und „Kunst“ ein ganz anderes, praktisches Verhältnis, deshalb war deren Götterhimmel auch voll von kraftvollen und schönen, männlichen wie weiblichen Gestalten, die in ihrer Ausstrahlung den Reichtum des Universums spiegelten. Da agierten z.B. Apollon, als Gott des Lichtes bzw. der Heilung und Aphrodite, als Göttin der Liebe und Schönheit nackt oder nur spärlich bekleidet. In allen ihren Handlungen waren sie unmittelbar, fassbar wie unfassbar!

„Da die Götter menschlicher noch waren, waren die Menschen göttlicher“⁴

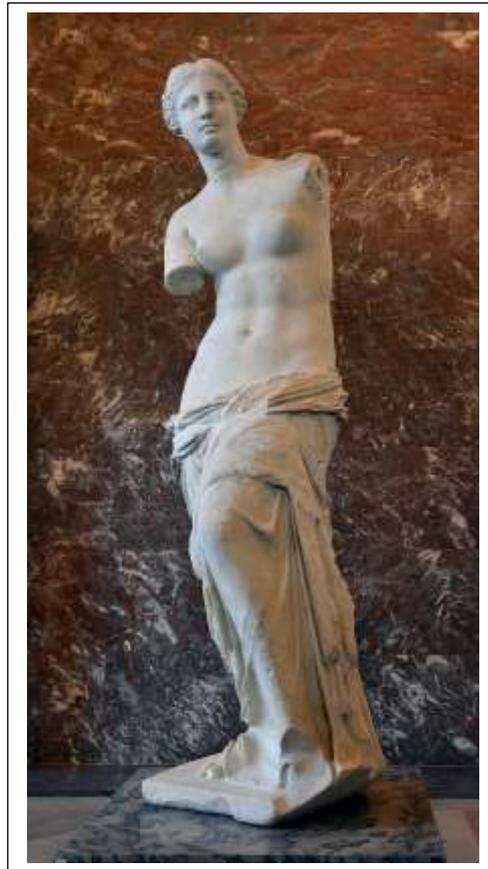


Abb. 1 Stuart Yeates - Roman statue of Apollo⁵ Abb. 2 Aphrodite von Melos⁶

⁴ Friedrich von Schiller: Gesammelte Gedichte, S.386, 2004

⁵ CC BY-SA 2.0, <https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=598635>

⁶ CC-BY-SA 4.0, https://de.wikipedia.org/wiki/Aphrodite#/media/Datei:Front_views_of_the_Venus_de_Milo.jpg

Es gab quasi als Gegenpol aber auch Häßliches und Abstoßendes.

Dann aber kamen mit den späten Römern (vgl. Abb. 1/Abb. 2)) schon Abfall und Verkümmern. Die „Götter“ wurden zu leblosen Ikonen. Im Äußeren harmonisch, aber ohne Dynamik!

Das Christentum schließlich gebar in monotheistischer Abstraktheit einen Totalverlust an Lebendigkeit und Vielfalt. Im Versuch Gott nicht zu vermenschlichen, verlor man „das Menschliche in Gott“, wurde fühllos und arm. Das Kunstgebilde von Christus als Sohn Gottes sowie als Menschensohn geriet blutleer und ohne Erklärung überhaupt nicht nachzuvollziehen. Annehmbar wurde es allein durch die Sehnsucht der Gläubigen nach einem mit den Händen zu greifenden Objekt der Liebe. Mit dem „Vaterunser“, als Gebetsformel, hat sich das Christentum eine weitere, beinahe kindliche Verbildlichung geschaffen, noch dazu eine, die das Männliche vor das Weibliche stellt. Doch der falsch gewählte Ansatz mutierte beim Erwachsenwerden zu dem, was er nur werden konnte, zum Türöffner für eine mehr und mehr um sich greifende, rein rationale Denkweise.⁷ Diese erklärt auch das, was nicht erklärt werden sollte, sondern empfunden und wird dadurch ungläubhaft.

Bedeutende Maler des Barock, wie Tizian oder Rubens, besannen sich noch einmal beispielhaft der griechischen Antike und ihrer Buntheit, ohne dieser wirklich emotional habhaft werden zu können. Denn ihre Bilder blieben bei aller Bemühung leblose Abbilder eines nicht gelebten Götterhimmels. Die Schönheit als Weg zur Harmonie erstarrte im Unverständnis der dazu notwendigen Regelmäßigkeit aber auch Dynamik. Weil: Schönheit ist nicht Zustand, sondern Prozess, wie auch Freiheit, Gesundheit und andere „heit“-Formen Prozesse sind, die ständig neu vollzogen werden müssen – in ihrer Individualität sogar teilweise objektivierbar.

Friedrich Schiller hat die schwere Bürde für das Sinnenleben der Neuzeit schließlich in seinem Gedicht „Die Götter Griechenlands“ verewigt und damit der in Theoremen statisch erstarrenden Philosophie seiner und folgender Tage eine schier unlösbare Aufgabe gestellt.⁸

Hinsichtlich der Liebe ist der Schatz der Antike bislang nicht annähernd gehoben, auch weil dieselbe gerade heute oft mit Sexualität gleichgesetzt und nur sehr flach in der Gesamtheit der sinnlichen Lebensäußerungen, Verhaltensmuster, Empfindungen und Interaktionen⁹ eingebettet wird. Die auf andere duale Strukturen ebenso wirkenden Liebesbeziehungen, wurden ganz aus dem Auge verloren.

Zum Höheren der „Götter“ (hier möchte ich sagen: der universellen Schöpfung) schreibt Schiller im oben zitierten Gedicht poetisch:

*Ja sie kehrten heim, und alles Schöne,
Alles Hohe nahmen sie mit fort,
Alle Farben, alle Lebensströme,
Und uns blieb nur das entseelte Wort.
Aus der Zeitfluten weggerissen, schweben
Sie gerettet auf des Pindus Höhn,
Was unsterblich im Gesang soll leben,
Muß im Leben untergehn.*

Was ist nun aber ein schöner Mann oder eine schöne Frau?

⁷ Sören Kierckgaard liefert die interessante und hier wirklich weiterführende Idee von der Endlichkeit des Menschlichen und der Unendlichkeit des Göttlichen als dialektisches Gegensatzpaar, welches sich im Menschensohn Christus (besser Jesus Christus) und seiner aufopfernden Liebe auflöst.

⁸ Rolf Füllmann: Epochenzäsur und Verlusterfahrung: Die Götter Griechenlands zwischen Schillers Klassik und moderner Neuklassik. - In: Regine Romberg (Hrsg.): Friedrich Schiller zum 250. Geburtstag. Würzburg: Königshausen & Neumann 2014. S. 159–173.

⁹ <https://de.wikipedia.org/wiki/Sexualität>

Zwei Abbildungen sollen exemplarisch für viele vergleichbare aus anderen Kulturkreisen sprechen.



Abb. 3



Abb. 4

Vielleicht hätte man beide heute auch aus einer Mischung von Fotos mehrerer attraktiver Menschen hochrechnen können. Sie scheinen sich im Naturell, durchaus ähnlich. Doch es sind echte Fotos!

Über die Wesenszüge der dargestellten Personen wissen wir zunächst nicht viel. Äußerlich vermitteln sie uns das Gefühl von Vertrautheit. Ja, sie gefallen uns. Uns gefallen der Schnitt und die Ebenmäßigkeit ihrer Gesichtszüge mit Nase, Mund und Augen, uns gefallen dazu ihre schlanken, wohlgeformten Körperformen. Uns beeindruckt die Muskeln und die leichte Körperbehaarung beim Mann, aber auch die runden Brüste mit ihren anmutigen Höfen und Warzen bei der jungen Frau. Beide Fotos zeigen Menschen mit einem versonnen suchenden aber nicht herausfordernden Blick. Doch erst die Interaktion macht sie, bei aller Bildhaftigkeit, zu mehr als den schon kritisierten Ikonen.

Wir könnten uns eine Annäherung vorstellen, wenn die Chance dazu bestünde.

Nun finden sich beide Bilder auf Internet-Plattformen, die eine Außenwirkung geradezu beabsichtigen. Wozu zeigen Menschen ihren Körper in der ganzen Plastizität, wenn nicht dazu, Maßstäbe zu setzen, als Beispiele gelungener Schöpfung? Ja, man darf unterstellen, die hier Abgebildeten haben sich fotografieren lassen, um zu wirken – für sich und auf andere! Ihnen wäre Begegnung sehr recht.

Dieser Mann und diese Frau würden sicher auch in einer Partnerschaft gut miteinander harmonieren und Freude aneinander finden. Vor dem vollendenden Auge der Kunst entwickelt sich dazu ein passendes Liebesspiel.

Sie können durch spontan entstehende Sympathie aber auch Wünsche des ihnen Ähnlichseins erwecken – bei einiger Intensität, mit wundersamen Folgen!

Wer dies nicht glaubt, hat das Wirken der Kirche über die Jahrtausende nicht verstanden. Denn der hier angedeutete Vorgang bildet das Grundgerüst dafür, seinen Weg zu seiner Gesundheit zu finden bzw. eine Krankheit zu überwinden – durch „Heiligung“.

Heilige sind im Leben und in der darstellenden Kunst nicht irgendwelche Gestalten, sie wirken in der Summe ihrer Wesenszüge und Charaktereigenschaften in der Regel eigenwillig schön. In ihre Nähe zu gelangen – geistig wie körperlich, irdisch wie jenseitig – ist so für Manchen noch heute ein lohnendes Ziel. Es ist in ihrer „Schönheit“ etwas Feines, wahrnehmbar Vitales, was durch Singularität zur Botschaft wird. Botschaft, die erheben, befreien und damit heilen kann!

Das alles bildet allerdings zugleich einen Pfeiler des Versagens der christlich-abendländischen Kirche und vieler anderer Glaubensrichtungen unserer Zeit. „Gott“ oder das Universum funktionieren nach dem Resonanzprinzip. Das lauter gewordene „Grundrauschen“ neuzeitlicher Zivilisation aber lässt die zarte Botschaft dieser Schönheit, die in der Harmonie der Liebe ihren Zielpunkt findet, fruchtbringend und schöpferisch wird, oft nicht durch. Die evangelische Kirche, die die Heiligenverehrung infolge überbordender Geschäftigkeit von Seelenfängern in den Turbulenzen des Spätmittelalters stark eingeschränkt und den Typus der „Jungfrau“ mit der Mutter Maria im westlichen aus dem Spiel genommen hat, leidet besonders darunter. Ihr ist eine Botschafterin lebendig-schöner Bekenntnishaftigkeit verlorengegangen.

Hat nun aber die Anziehung zweier polar gegensätzlicher – hier maskuliner und femininer Wesen mit ähnlichen Zügen – wirklich etwas mit Glauben oder Schönheit zu tun? Und spricht dieser Umstand gar für die Wirkung einer transzendentalen Welt, die uns schicksalhaft verbindet? Ja und Nein!

Das physikalische Gesetz der Resonanz gilt natürlich im ganzen Universum. Es ist das Gesetz jedes Erkenntnisweges vom Niedersten zum Höchsten. Resonantes (Ähnliches) zieht sich in einer gewissen Spiegelbildlichkeit an, noch dazu Größeres Kleineres, langwelligere Schwingungen die kurzwelligen, Körper den Geist. In der Musik führt dies bei Bach zum polyphonen Vorseilen des Leichten, Lebendigen, Fühlsamen und dem Einfangen durch das Schwere, Beständige, Unbeirrte bis hin zum Einklang in großer Harmonie. Denn gerade für Bach war Musik Gotterkenntnis. Wir werden später darauf zurückkommen.

„Erkenntnis“ ist dabei in jedem Fall mehr als Wissen oder Fühlen – es ist die Vereinigung beider Dinge im Glauben. Wer dies nicht wahrhaben will, versteht die Klemme nicht, in der sich Religion und Philosophie des Abendlandes gegenwärtig befinden. „Erkenntnis“ ist zwangsläufig viel mehr als die nur nüchtern operierende Ratio, die sich besonders auch mit dem Protestantismus der Aufklärungszeit so breit gemacht hat und in der derzeitigen akademischen Wissenschaft ihre Hochstände feiert. Gerade bei der partnerschaftlichen Liebe – und diese gilt es hier vorerst im Blick zu behalten – ist die auf Glauben gestützte „Erkenntnis“ deshalb auch der Brunnen immer neuer Offenbarungen. Solche Offenbarungen sind nicht planbar, haben keine Stringenz, kommen wie aus heiterem Himmel, treiben durch ein imaginäres Einfallstor zum Zeitpunkt der Verschmelzung der einander entsprechenden Polaritäten, sind die fruchtbringende Essenz oder der „besondere Lohn“ der Liebe.¹⁰

Wenn einander entsprechende Polaritäten sich nicht finden können, bleiben sie sprichwörtlich „unerfüllt“. Hierin liegt die Ur-Wurzel von Krankheit. Denn Krankheit ist im Gegensatz zur Gesundheit der Mangel an Freiheitsgraden, eine bestehende Unerfülltheit zu überwinden. ... *Es waren zwei*

¹⁰ SZ vom 7.11.2019 Artikel: „Das Ende war sein Anfang“ zu Prof. emerit. Michael Succow, den großen Geobotaniker und Landschaftsgeologen, dem es 1990 gelang fast 5% der deutschen Staatsfläche unter Naturschutz zu stellen; dort angesichts der „fridays for future-Bewegung“ die Aussage: Es gibt manchmal so Wunder, die keiner kommen sieht. Das ist etwas, was mir wieder ganz viel Hoffnung gibt“

Königskinder, die hatten einander so lieb, die konnten einander nicht finden, das Wasser war viel zu tief ..., heißt es in einer, auf ältere Vorlagen zurückgehenden deutschen Volksballade.

Eine diffuse Sehnsucht plagt die Betroffenen, raubt ihnen den Schlaf, nimmt ihnen die Kräfte, vernebelt ihren Lebenssinn und treibt sie und die ganze Gesellschaft schließlich in den Ruin, um in Siechtum zu enden. Zuvor aber entsteht Aggressivität. Drohend sammeln sich die Polaritäten in den Randbezirken des Daseins, in ihrer Unversöhnlichkeit auf jene zielend, die in ihrer Komplementarität doch eigentlich gerade zu ihnen gehören. Wenn es dann in dieser hitzigen, suchartigen Stimmung irgendwann zu einem Aufeinandertreffen kommt, entsteht der große „Big Bang“. Beide Seiten können den Moment kaum fassen, sind völlig aus dem Häuschen, wirken wie vom Blitz getroffen oder von diesem durch Fehlreaktion niedergestreckt. Wenn sie schließlich etwas aus diesem krassen Schicksal abzuleiten lernen, dann, dass es übersinnliche Fügungen gibt; mit gutem Ausgang allerdings bestenfalls, wenn man die damit verbundene Irrationalität zu leben lernt und zugleich zu mäßigen.

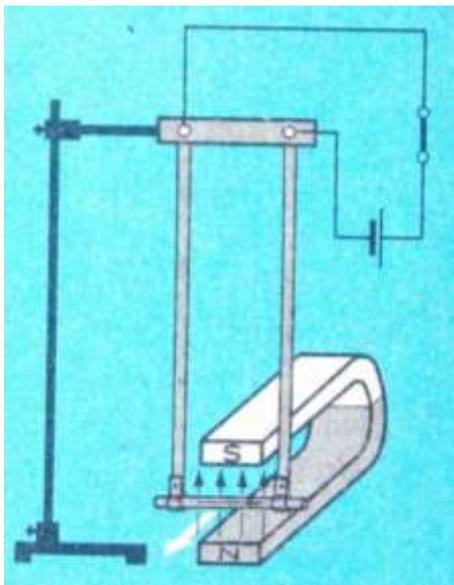
Der Ausdruck „übersinnliche Fügung“ trifft es übrigens wirklich gut, da die Angelegenheit nicht von einem der niederen Grundsinne gesteuert wird, sondern einem Konglomerat vieler, manchmal nicht recht verständlicher komplexer Sinneseindrücke in Rückkopplung mit höherer Weisheit und Vor-scheidung. Eine Fügung ist es jedoch allemal, wenn zwei zueinander gehörige Individualitäten glücklich über einen Zeitraum verschmelzen.

Einer dieser höheren Weisheiten sollten wir mit Bedacht folgen, nämlich es bei aller Individualisierung, Spezialisierung und Polarisierung nicht zum Äußersten – zu einer nicht mehr aussteuerbaren Spannungsgeladenheit – kommen zu lassen, sondern schon vorher den stetigen Ausgleich zu suchen. Das ermöglicht wohlthuende Leidenschaft und erspart die Erfahrung einer aus dem Korridor des glücklichen Suchvorganges herauspotenzierten „Sucht“ unter der gerade heute viele Menschen unseres immer orientierungsloser gewordenen Kulturkreises leiden. Dazu gibt es Methoden, die – wenn schon oft nicht mehr erlernen – so doch erfüllbar sind: das kunstvolle Spiel der Liebe gehört dazu!

Wir haben menschlich, wie jeder Radioempfänger, die Möglichkeit, eine Empfangsbereitschaft für anstehende Signale herzustellen. Das heißt: wir gehen ans Netz, wir verwenden unsere ganze Energie zur Verstärkung eintreffender Botschaften und wir suchen eine resonante Feinabstimmung, die aus undifferenzierten Lauten Worte, Sinnbotschaften oder herzerwärmende Musikbeiträge werden lässt. Die Bibel wählt für einen ähnlichen Vorgang im Zusammenhang mit dem erwarteten Eintreffen des „Herrn“ das Bild von den törichten und klugen Jungfrauen, letztere deshalb, weil sie ihr Öllämpchen brennen ließen, um gerade in der Nacht „empfangsbereit“ für höhere Eingebungen zu sein und diese nicht zu verschlafen. Dieses Bild ist in der kunstlichtvollen Gegenwart eher irreführend, denn es bringt manche dazu, die Nacht zum Tag zu machen über rauschenden Festen oder reiner Ablenkung. Die Nacht zum Tag zu machen, über hell leuchtenden Eingebungen, erfordert eine andere Offenheit, ohne Sucht, Zwang und Verstelltheit – kunstvoll ohne Künstlichkeit! Wenn wir sie im Halbschlaf finden, dann purzeln manchmal Bruchstücke eines lange gesuchten Weltbildes auf uns herab, die ewig schon einer Erlösung harrten. Diese aufzulesen und puzzleartig zu verbinden, schafft echte Visionen. Viele Menschen finden ihr spezifisches Frequenzband allerdings nur schwer, sie lassen sich beirren, gerade weil sie das „Irre“ als Kategorie aus ihrem Dasein zu verbannen suchen. Als Chimäre kommt dasselbe durch die Hintertür dann wiederholt zurück. Dabei verpassen diese Menschen, was Vor-scheidung in ihnen wirklich angelegt hat. „Es gibt keine Zufälle“, sagt die Quantenphysik, um gleichzeitig festzustellen, es gibt „Ereignisse, deren Zusammenhang wir, mit einer irgendwann gesetzten Ursache im Moment des Eintreffens, nicht bewusst nachvollziehen können!“ Das heißt, die alte Kausalität ist tot, es lebe eine neue, aber ... Deshalb wäre es für manchen angebrachter, die Antennen zeitbe-fristet einzuziehen und den Empfänger abzustellen. Sie werden sonst den Sinn des Lebens überhaupt nicht finden, denn Zufall und Quantenzufall bleiben immer Sache bewusster Betrachtung und subjektiv.

Unserer Gesellschaft fehlt es an lebendiger Philosophie, unsere Gesellschaft ist krank, weil sie den Menschen im täglichen „Hamsterrad“ der Beliebigkeit die Freiheitsgrade nicht eröffnet, ihren roten Faden in der Liebe zu finden. Entlang desselben werden nämlich elektrische und magnetische Feldwirkungen zu jener Orientierung und motorischen Lebenskraft, die zu einer gesunden, morphologisch wie physiognomisch schönen Gesamtsituation führen.

Wir wollen uns dazu eines ganz einfachen Versuches aus den Physikstunden unserer Kindheitstage erinnern: dabei ging es um ein Pendel im Gleichstromkreis, auf das das Feld eines hufeisenförmigen Magneten wirkt, welches sich zu bewegen beginnt.



Elektromotorisches Prinzip

Auf einen stromführenden Leiter wirkt im magnetischen Feld eine Kraft. Die Kraft-richtung steht senkrecht auf der Ebene, die von der Richtung des magnetischen Feldes und der Stromrichtung aufgespannt wird.

Die Ursache dieser Erscheinung ist die Ablenkung bewegter Ladungsträger im magnetischen Feld. Dabei wird elektrische Energie in kinetische Energie umgewandelt.

Abb. 5

Diese einfache Prinzip ist es, welches unsere wesentlichsten Lebensprozesse bestimmt. Das ist kaum zu glauben. Dass es in dieser Anordnung etwas mit Schönheit zu tun hätte, noch viel weniger. Doch setzen wir für Magnetismus mal unverstellt Anziehung oder Sympathie und für elektrische Energie, Energie, die sich durch Spannung infolge einer Wirkung von Reizen und Herausforderungen ergibt. Schon rücken wir unserer tagtäglichen Erfahrungswelt näher. Bringen wir nun noch anstatt kinetischer Energie das alte Wort Lebenskraft ein, dann erkennen wir all jene bekannten Größen wieder, die unsere ersten amourösen Abenteuer voller Aufregung und Aufgeladenheit, voller ewigen Hin und Her und kaum zu fassenden Kribbeln im Bauch begleitet haben. Sie oder er war uns vielleicht schon immer sympathisch. Da gab es kesse Bewegungen, da erregten uns bestimmte Formen oder schöne Worte. Ein kleiner Reiz, ein herausfordernder Blick hatte nun aber das berühmte Fass zum Überlaufen gebracht. Ganz sprichwörtlich war die Fassung dahin. Unbändig gingen mit uns alle Sinne durch und versprühten Lebenskräfte, die wir bis dahin nicht kannten Schönheit in der Bewegung, in der Form, in der Sprache, im Geruch ... führte uns zu einer irren Seligkeit und inneren Harmonie!

Fazit: Schönheit nicht als Zustand sondern als dem Magnetismus zugehörigen Weg zur Harmonie zu begreifen, macht das Leben reicher. Dies schließt eine liebevolle Verbindung mit ansonsten unerfüllten, vagabundierenden oder gar spannungsvoll operierenden Polaritäten ein. Magnetismus und Elektrizität sind die modernen Umschreibungen für uralte, wechselwirkende Erscheinungen, deren Inhalte sich freilich von Fall zu Fall geändert haben. Auf deren Basis gilt es den Sinn des Lebens immer wieder neu zu finden. Unsere gemachte Erfahrung mit dem ersten zarten Stelldichein sollte dabei Hoffnungen wecken. Sie können dabei nur ein zarter Vorgeschmack jener zeitlosen Schönheit sein, die große Kunst zu schaffen vermag.

2. Vom Sinn des Lebens

Vom Sinn des Lebens zu sprechen ist, wie im Vorwort angedeutet, ein generelles Ding – ein „Ding“ der Liebe! Nach Franz X. Bühler¹¹ aber heißt Liebe: „Richte deine ganze Energie auf das, was du von ganzen Herzen willst. Sei bewegt, ja begeistert davon mit jeder Faser, jedem Molekül, jedem Atom deines Körpers. Schwinge, vibriere und zittere vor Aufregung, wenn du an deine Idee denkst! Werde selbst zu deiner Idee – sei deine Idee!“.

Liebe entsteht nach unserer Definition¹² insbesondere durch die fruchtbringende Überwindung zueinander gehöriger Gegensätze. Gemeint ist die leidenschaftliche Vereinigung auf körperlichem, seelischem und geistig komplementärem Gebiet. Teilübereinstimmungen in der einen oder anderen Eigenart des bestehenden Dreiphasenwechselfeldes führen lediglich zu zeitlich befristeter Befriedigung, nicht aber zu einer anhaltenden Liebe mit allen dazu gehörigen Früchten. Es lohnt deshalb, bei jeder Auswahl angemessen zu prüfen. ... *Drum prüfe, wer sich ewig bindet, ob sich das Herz zum Herzen findet ...*, schreibt Schiller und hat auch diesmal wieder ins Schwarze getroffen. Aber selbst wenn die Wahl gut war, heißt das manchmal, mit Geduld an der Freilegung verschütteter Übereinstimmungen zu „arbeiten“, um brauchbare gemeinsame Früchte zu ernten¹³.

Mit Dreiphasenwechselfeld ist in diesem Zusammenhang etwas gemeint, was die Erklärung von Lebensvorgängen in ihrer Verschlungenheit und Komplexität so schwer macht. Ein solches Feld entsteht nämlich nicht einfach durch die Nutzung der motorischen Kraft einer Gleichspannungsquelle mit definierten „Plus“ und „Minus“. Wir könnten uns dafür auch andere Polaritäten wie „Magenta“ und „Grün“, „arbeitswütig“ und „faul“ aussuchen. Es entsteht im Magnetfeld des Lebens¹⁴ und in einer Taktung/dem Puls von körperlich-materiellen, seelisch-funktionellen und geistig-ideellen Phasen. Das Dreiphasenwechselfeld ist die sich ergebende Wirkung eines Dreiphasenwechselstromes, ganz ähnlich dem, den wir aus der Elektrotechnik kennen. Die drei Teilströme besitzen dort eine spezifische Frequenz und sind in ihrem Phasenwinkeln fest um 120° verschoben.

Vielleicht klingt dieses Konzept für den einen oder anderen etwas hergeholt. Wir sollten aber nicht vergessen, dass der Mensch seine technischen Entwicklungen der Natur im weitesten Sinne abgesehen hat. Das Konzept des Dreiphasenwechselstroms geht zum Beispiel auf Nicola Tesla zurück, der hatte neben anderen erkannt, dass ein sich zwischen mehreren Spulen drehender Magnet, größere Spannungen induzieren lässt und als Motor mehr Leistung erbringt. Wobei auf dem Wege von der Spannung zum Feld in einer derart komplexen Anordnung von Induktionsschleifen unsere landläufigen Begrifflichkeiten von Welle und Teilchen neu zu ordnen sind.

Die Quantenphysik hilft aus dieser Bredouille ein Stück heraus, denn sie öffnet den Raum zum Verständnis des Welle-Teilchen-Dualismus, jenes wirbelnden Tanzes zwischen den Zuständen und Elementen, der einfach natürlich ist und dabei „Übernatürliches“ als Synonym für Irrationales nicht ausschließt.¹⁵ So ist der „Quantenzufall“ auch Ausdruck einer in jeder Wahrscheinlichkeit steckenden Individualität und rational nur deutbar. An anderer Stelle wird darauf vertiefend eingegangen.

¹¹ Bühler, Franz X.: Vom Kopf ins Herz, S. 24

¹² Landmann, Helge/Bock, Hartmut: Liebe ist mehr S. 79 ff

¹³ Gerade diesem Gedanken steht unsere Zeit nicht sehr aufgeschlossen gegenüber, dass nämlich die Herbeiführung von Liebe mit „Arbeit“ verbunden sein kann.

¹⁴ An dieser Stelle sollte man sich vergewissern, dass das Erdmagnetfeld, welches durch die Rotationsbewegung weicher, magmatischer Massen unterhalb der festen Erdkruste entsteht, alle unsere Lebensvorgänge berührt.

¹⁵ Helge Landmann, Hartmut Bock: Liebe ist mehr, S.114, Manuskript unveröffentlicht 2018

Die gegenwärtigen Ereignisse um das Corona-Virus sind exemplarisch Teil eines intermedialen Dualismus der uns in die Welt zwischen Fass- und Unfassbarkeit einführt.

Liebe ist nach obenstehender Definition ein fragiler Zustand zwischen widerstreitenden Polaritäten. Diese können „männlich“ wie „weiblich“, „rational“ wie „irrational“, „schwach“ wie „stark“ sein und entwickelt große Gefühle. Labile, metaphysische Gleichgewichtszustände sind naturgemäß nicht trennbar von Leidenschaften. Leidenschaft und Liebe sind so auch wie Geschwister; man kann sie auseinandersperrern, aber sie werden sich wiederfinden.

Was heißt das nun übersetzt in die Sprache unserer nüchternen Zeit?

Wer seinen Lebenssinn erkennen möchte, der vergewissere sich als erstes seiner Anlagen und Talente, seiner Ahnungen, Hoffnungen und großen Gefühle. Der „scanne“ seine DNA und lote aus, was in ihm steckt und was davon schon an die Oberfläche gelangt ist, um sich zu verwirklichen. Der horche tief in sich hinein, wo es Widersetzlichkeiten gibt, die nach Auflösung drängen. In der Regel freilich liegen diese obenauf! Diese Widersetzlichkeiten – sprich Gegensätze – sind es, die in uns Spannung und mithin elektrische Felder erzeugen. Wir können diese nach dem elektromotorischen Prinzip aber nur dann in kraftvolle und liebevolle Aktionen (Lebenskraft) auflösen, wenn eine weitere Feldwirkung dazukommt, nämlich das magnetische Feld im Sinne der Sympathie.

Ein solches Feld gibt es natürlich durch das Magnetfeld der Erde. Doch das allein reicht nicht. Es gibt zusätzliche magnetische Feldwirkungen in der Potenz der eigenen mikrokosmischen Prozesse, die Störkräfte entwickeln. Warum das so ist, darüber kann man nicht mehr nur spekulieren, man muss vielmehr anerkennen, dass die menschlichen Eingriffe in der Natur, lange bevor diese offensichtlich rebellierte und beispielhaft mit Klimaerwärmung (Fieber) antwortete, in uns selbst magnetisierend gewirkt, das heiß Feldstrukturen entwickelt haben. Wir kennen diesen Vorgang aus der Technik, wo sich aller Zeiten Werkzeuge oder ganze Anlagen magnetisch „aufladen“ und entmagnetisiert werden müssen, um wieder zu funktionieren. Ähnlich geht es dem Menschen, der ferromagnetisch unter anderem über das Blut reagiert. Deshalb sagt man wohl auch „Blut sei dicker als Wasser“. Es bedarf da vielfach einer Art „Entmagnetisierung“, um wieder ins Gleichgewicht zu gelangen. Wichtig ist an dieser Stelle, dass dabei auf die Resultierende aus elektrischer und magnetischer Feldstärke Einfluss genommen wird und dass Prinzip der Schönheit nicht aus dem Blick gerät.

Elektrische und magnetische Feldlinien durchdringen sich bei elektromotorischen Prozessen senkrecht. Auf der durch diesen Feldlinien „aufgespannten“ Fläche steht die elektromagnetische Kraftachse – jene elementare Lebenskraft von der die Medizin des Altertums schon sprach, von der aber auch heute jeder gute Mediziner überzeugt ist. Diese Lebenskraft ist unterdessen allerdings oft von anthropogene Auflasten erschöpft. Das individuelle Magnetfeld ist angegriffen. Die Vitalität leidet! Durch Magnetresonanztomografie (MRT) bekommen wir interessanter Weise unseren bedenklichen Zustand gespiegelt.

Fassen wir zusammen: Sinn erhält das menschliche und jedes andere Leben, wenn es den Anlagen entsprechend in Liebe ausgeschöpft aber nicht durch anthropogene Auflasten erschöpft wird. Das verlangt eine deutlich andere Denkweise unter der Mehrheit der Menschen. Diese hat sich seit der Industriellen Revolution im 19. Jahrhundert sehr stark von technischen Gütern und Produkten abhängig gemacht, die keine Beziehung zu den Gesetzen der Harmonie und des Weges der Schönheit hatten. Dadurch ergaben sich kurz- und mittelfristig Vorteile, langfristig schlägt diese Abhängigkeit, anstatt Freiheit zu ermöglichen, geradezu magnetisch auf die häufig arglosen Nutzer zurück. Deshalb bedarf es einer ganz neuen Auseinandersetzung mit wesentlichen Kriterien der gesellschaftlichen Verfasstheit. Nur dann gelingt es auch Liebe zu leben und ganz im Gegensatz zu den bei der Definition von Gesundheit angesetzten Kriterien wirkliche Heilung (Zugewinn von Freiheitsgraden) zu erfahren.

3. Verfassung und Verfasstheit im komplementären Daseinskampf

Wir haben in der westlichen Welt oft die überhebliche Vorstellung, besser als alle anderen zu wissen, was Leben heißt. Wir messen das an unseren vermeintlichen Wirtschaftserfolgen und unserer Vorherrschaft. Ernsthaft bewiesen ist diese Behauptung nicht. Wer sollte das auch tun von denen, die daraus Vorteile ziehen? Unsere Ignoranz fremder Leistungen reicht sogar soweit, überhaupt nicht zu realisieren, in welchem Umfang andere zu uns aufgeschlossen und nun die Nase vorn haben.

Auch hier kann nur der eine oder andere Aspekt einer Betrachtung angerissen werden, die systemisch determiniert ein neues, qualifizierteres Denken herausfordern. Dabei werden wir feststellen, dass die sogenannten „Alten“ in ihrer intuitiven Schau oft gar nicht so weit entfernt lagen von dem, was aus der Draufsicht hier behandelt wird. Das hat einfache Gründe: wir sind zum einen im Gang der wissenschaftlichen Spezialisierung immer mehr von der Ganzheit des Lebens abgerückt, zum anderen haben wir durch die Trennung von Natur- und Geisteswissenschaften vergessen, die einfachsten Erfahrungssätze und Regeln eines Jahrtausende währenden Zusammenlebens der Menschen als Ganzes zu würdigen. Gerade dieser Trennung fehlt auch seit Anbeginn die Liebe!

Wir benötigen dringend eine unserer Zeit angepasste, neue Verfassung des eigenen Staatwesens, die kompatibel mit der, unser individuelles Dasein berührenden, universellen Ordnung sein muss. Gleichmaßen brauchen wir eine ganz neue, individuelle Verfasstheit im komplementären Miteinander, anstelle eines mittlerweile überbordenden, polarisierenden Daseinskampfes. **Uns drücken gewaltig die Kinderschuhe einer einseitig merkantilen und akademisierenden Aufklärungsbewegung zu Beginn der Neuzeit! Und es drückt uns das Tempo, mit dem Entwicklungen ablaufen.**

Die Komplementarität als Grundlage einer echten Liebesbeziehung ist bei alledem kein statischer Zustand. Wir wechseln in unserem Leben aller ca. 7 Jahre unsere Zellstrukturen vollständig aus. Dieser Zeitabschnitt entspricht in etwa den durchwanderten Entwicklungsabschnitten vom Kleinkind zum Erwachsenen und darüber hinaus. Mit 6...7 Jahren werden wir sinnvoller Weise eingeschult, mit 13...14 Jahren werden wir konfirmiert oder erhalten vielleicht die Jugendweihe, mit etwa 21 Jahren steht der Übergang ins Erwachsenenalter. Frühreif, wie wir heute Obst und Gemüse in die Läden geben, setzen wir auch unsere Kinder ins Arbeitsleben oder Entscheidungsprozesse und wundern uns gesellschaftlich, weshalb der innere Zusammenhalt zerbricht.

Die Phasen von jeweils 3 x 7 Jahren bilden übergreifend die Zeiträume von Kindheit, Erwachsensein, Alter und Greisentum. Letzteres schließt nicht mit der beruflichen Arbeitstätigkeit zwischen idealerweise 60 und 65 Jahren ab, sondern ist nach oben offen. 84 Jahre stellen das Optimum der Lebenserwartung nach dem System eines ganzheitlich verfassten Daseins dar.

Was spricht dafür? Es ist die Teilbarkeit dieser Zahl durch 1;2;3;4;6;7;12;14;21;42 und 84. Dadurch ergibt sich in diesem Alter ein ganz natürlicher Abschluss vieler Lebenszyklen. Eine ähnliche Konstellation schafft die Zahl 60, die durch 1;2;3;4;5;6;10;12;15;20;30 und selbstredend 60 teilbar ist. Durch das Fehlen der Zahl „7“ und ihrer Vielfachen ermangelt es derselben freilich an der notwendigen Nähe zur Biologie des Lebens. Wo diese unbeachtet bleibt, entstehen dann auch Krisen, die ein bedeutendes Ausmaß schon in der Pubertät erlangen können – wenn der sich entwickelnde Geist nicht mit der Entwicklung des Körpers einhergeht – aber viel mehr noch in der „midlife crisis“, wenn wir zum Beispiel erkennen, dass unser Leben sehr weit vom eigenen, „roten Faden“ abgekommen ist und uns anstelle von Schönheit überall nur Fettpolster oder Runzeln schmücken. Mit dem anzustrebenden

Abschluss des Arbeitslebens¹⁶ um die 63 Jahre ist der Verstand in der Regel soweit, mit der Vernunft rückzukoppeln, ob wir unser genetisches Programm erfüllt haben und Lehren für die nächste Generation zu ziehen. Wer auch das nicht erkennt, gerät unweigerlich in die Sinnkrise. Wir dürfen mit Fug und Recht annehmen, dass das sich hieraus ergebende Trauma eines ist, welches besonders im Osten Deutschlands grassiert und die politischen Verhältnisse neben einer allgemeinen Erschöpfung so kompliziert gestaltet.

Die bedeutendsten systemischen Zusammenhänge des Altertums greifen nach der Ganzheit „1“ auf die Dualität „2“, den Dreiklang oder die Trinität „3“, auf die Elementelehre „4“, das Hexagramm „6“, die Lebenserneuerung oder heilige (heilende) „7“, die universelle „12“ und die Vielfachen der Sieben, nämlich „14“, „21“, „42“ und „84“ zurück. Insgesamt entwickeln sich daraus elf bzw. bei der „60“ zwölf unterschiedlich schwingende Zyklen.

Im Folgenden soll als zentrales Element dieser Schrift der Versuch gemacht werden, die meisten der hier angesprochenen Regelwerke und Lehren in einem Schaubild zu vereinigen. Ich glaube nicht, damit Neuland zu betreten. Mir scheint vielmehr, dass der den weisen Frauen (Hexen) und Zauberern zugeschriebene „Blick in die Glaskugel“ genau diese Vielfalt der Reflexe und Zusammenhänge spiegelt. Beginnen wir mit der Ganzheit, die einen Kreis oder räumlich besser eine Kugel beschreiben lässt. Wir sehen darin nicht zu Unrecht solche grundsätzlichen Strukturen, wie mikrokosmisch das Atom oder makrokosmisch das Universum. Darin finden wir im Kleinen die Protonen und Elektronen sowie weitere Begleiter; im Großen die Sterne und Planeten, nebst ihrer Begleiter. Wenn wir uns auf älteres Wissen stützen und ein harmonisches System nachbilden wollen, müssen wir uns überlegen, für welche Aufgaben solche Nachbildungen über die gesamte Menschheitsgeschichte interessant gewesen sein könnten. Uns fallen da natürlich Vorstellungen zu all unseren Grundsinnen ein, die mit Riechen, Schmecken, Tasten, Hören und Sehen zu tun haben. Insofern werden natürlich Farben wichtig und Töne, darüber hinaus aber auch Rhythmen und Intervalle sowie die Zeit. In einer komplexeren Zusammenstellung erkennen wir durchaus auch das Potenzial zur Abbildung der für Darstellungen ziemlich unbrauchbaren Duft- und Geschmacksstoffe bzw. Eindrücke. Wir müssen dazu freilich die Eindimensionalität unserer theoretisch-rationalen Betrachtung verlassen und Typen bzw. Naturelle definieren, die derartige Sinnformen mit ihrer nicht zu unterschlagenden Irrationalität in sich vereinen. Auch für die Einordnung von Gesundheit und Krankheit, von Lebens- und Heilmitteln könnten Übersichten dieser Art sinn- bzw. bedeutungsvoll sein.

Dass auch das Bauen vielfach davon profitierte, soll am Beispiel der Schlüsselfigur des Mittelalters, die ein Geheimnis verschiedener Bauhütten war, gezeigt werden. Viele Geheimbünde, Orden und Logen nahmen sich dieses alten Wissens an, welches ihnen eine privilegierte Stellung gegenüber andere Menschen sicherte – im Hexagramm! In Ansätzen kommt die gezirkelte Konstruktion des gleichseitigen Sechsecks mit eingeschlossenen Quadrat und Dreieck auf Darstellungen bei Vitruv¹⁷ zurück, die er freilich auf das Bauen bezogen gar nicht weiter erläutert. Vielmehr bindet er sie in seinem Lebenswerk in ein Kapitel zur Harmonielehre des Griechen Aristoxenos ein und bezieht sie dort auf die Musikwissenschaft.

¹⁶ Diese Benennung hier explizit, da die politischen Weichenstellung in Richtung längeres Arbeitsleben vor allem an den körperlichen Möglichkeiten der Menschen vorbei gehen.

¹⁷ Vitruv: 10 Bücher über Architektur bei Walter Ryff in: Vitruvius deutsch, 1548

Otto Bramm hat 1980 seine bahnbrechende Entschlüsselung des „Hüttengeheimnisses vom gerechten Steinmetzengrund“¹⁸ vorgelegt.¹⁹ Ich möchte in großer Verehrung seiner Leistung den Abschnitt der Herleitung dieser akribischen Nachforschungen zur Schlüsselfigur übernehmen.

Das „Hüttengeheimnis vom gerechten Steinmetzengrund“

Was in Stain-Kunst zu sehen ist
Daß kein jrr noch Abweg ist.

Sonder schnur recht, ein Linial
Durchzogen den Cirkel vberall
So findest du Drei, in viere stehn,
Vnd also, durch eins, ins Centrum gehen,

Auch wieder auß dem Centro in drey
Durch die vier, im Cirkel ganz frey.
Des Steinwerks kunst vnd all die Ding,
Zu forschen macht das Lehrnen gring.

Ein punkt, der in den Cirkel geht,
Der im Quadrat vnd drey angel steht,
Treffft ihr den Punkt, so habt ihr gar
Vnd kompt aus Noth Angst und Gefahr.

Hie mit habt ihr die ganze Kunst,
Versteht ihrs nit, so ists vmbsonst
Alles was ihr gelernt hab,
Das klagt euch bald, damit fahrt ab!

Ausdeutung und Lösung des Hüttengeheimnisses (zitiert bei Otto Bramm, S. 21-30)

„»Was in Stainkunst zu sehen ist, daß kein jrr noch Abweg ist ...«

Mit dieser Feststellung wurde eine stolze, aus tausendfacher Erfahrung gewonnene Überzeugung zum Ausdruck gebracht und an den Anfang gesetzt. Daher fühlt man sich verpflichtet, jedes Wort, wie und wo es steht, so zu bedenken, daß es nach menschlichem Ermessen dem gleichkommt, was es einst bedeuten und bezwecken sollte: eine Konstruktionsfigur anzubieten, die »aus Noth, Angst und Gefahr« brachte, weil harmonische Verhältnisse und Statik durch richtige Proportionierung gewährleistet waren!

»Sonder schnur recht, ein Linial ... «

Schon diese erste Zeile muß genau spruchgemäß gedeutet werden. Mit Beginn dieser Konstruktionsanweisung steht schon die erste Frage vor uns: Gab es damals – Lineale mit und ohne Schnur? – Nun – die sogenannte »Bleiwaage«, eine bis zu 2 m lange Latte, hatte in der Mitte an

¹⁸ Spruch aus einem Stain-Mezbüchlein, 1844 gefunden in Nürnberg vom Architekt und Baumeister Karl Alexander Heideloff

¹⁹ Otto Bramm: Das Alter der Stiftsrue in Bad Hersfeld und Lösung des Bauhüttengeheimnisses, 1980

einem ca. 30 cm hohen Mittelgriff eine Lotschnur hängen. Spielte das Lot auf die Mittelkerbe ein, war die Horizontale gesichert! – Das andere Lineal, ein Viertelkantstab, hieß »Richtscheit«; an seinem oberen Ende befand sich ein Loch, in das man bei Bedarf eine Lotschnur einhängen konnte. Spielte sie parallel der Kante auf die Kerbe am unteren Ende ein, war die Senkrechte garantiert! – Beide Lineale sind auf dem Holzschnitt von Walter Ryff in seiner »geometrischen Messung« von 1548 zu sehen: links oben die Bleiwaage, rechts in der Mitte unter Pinsel und Malstock das Richtscheit, ...

Warum wurde auf das Lineal hingewiesen, dessen Lotschnur doch nicht benutzt werden sollte? Offenbar nur, damit die Konstruktion mit einer *Horizontale mit markierter Mitte* begonnen werden sollte! Freilich war dies eine noch zweifelhafte Möglichkeit für den Beginn einer »Geheimspruchlösung«. Aber – es führt der Versuch, mit einer vertikalen Linie zu beginnen, schon bei Befolgung der fünften Spruchzeile nicht zu textgenauem Ergebnis! – Ziehen wir also zu Beginn eine Horizontale (Fig. 1 und 2).

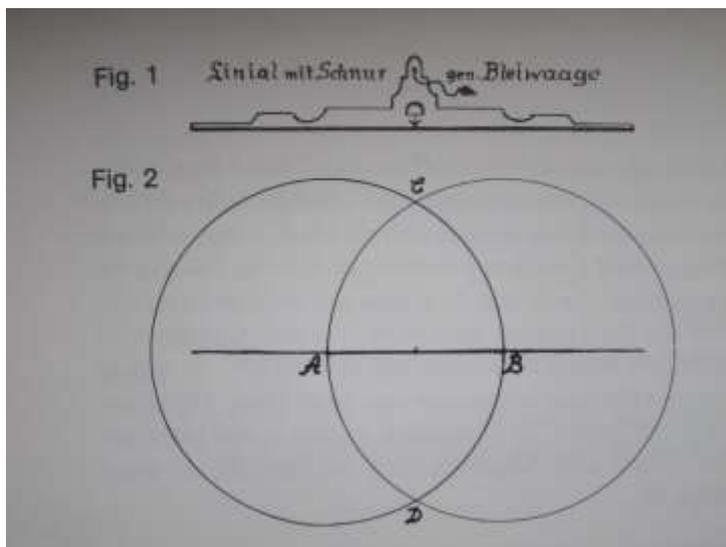


Abb. 6

Die Spruchfiguren in einer Abfolge:

»Durchzogen den Cirkel vberall ...«

Durch sie soll der Zirkel hindurchgezogen werden »vberall«. Doch sind außer der Mittelkerbe weder Punkte genannt, von denen aus, noch ein Radius, mit dem solche Zirkel geschlagen werden sollen. Punkte und Radius zu wählen, ist also in unser Belieben gestellt. Da Anfangs- und Endpunkt des Lineals vermutlich zu weit auseinanderliegen, ermutigt uns die Mittelkerbe, von ihr aus zwei gleichweite Punkte A und B als neue Endpunkte des »Lineals« und diese Strecke AB selbst als Radius zu bestimmen. Fig. 2 – ein willkürlicher Anfang? – »Überall« sollen doch »Cirkel« hindurchziehen! Schlagen wir jetzt um A und B mit AB als Radius die beiden Kreise, die auch »durch A und B hindurchziehen«. In ihren Schnittpunkten entstehen neue Punkte C und D (Fig. 2). Durch sie ziehen schon die beiden Kreise, aber um sie schlagen wir noch Kreise; »vberall« hieß es ja! Und offenbar mit demselben Radius, da kein anderer empfohlen wurde! Abermals ergeben sich neue Kreisschnittpunkte: E, F, G und H. So könnte man weiter zirkeln, doch – es ist schon nicht mehr nötig, denn das erste Ergebnis gemäß Spruchtext liegt schon vor! Wieso?

»So findest du Drei in viere stehn ...«.

Welche »Drei« in welchen »viere«? (Fig. 3) – Auffällig erschien dabei, daß »Drei« als einziger Zahlbegriff von allen im Spruch vorkommenden groß geschrieben war. Diese »Drei« sollten also mehr bedeuten! ... So könnte auch hier dem groß geschriebene »Drei« eine Sonderbedeutung zuzumessen

sein! Sollte ihr etwa Symbolwert zukommen, das Symbol für »Dreieinigkei«, also figürlich ein gleichseitiges Dreieck gemeint sein? Tatsächlich sieht man ein solches C-H-E genau eingepaßt »in viere«, nämlich dem Viereck E-F-G-H stehen! – eine positive Überraschung (Figur 4).

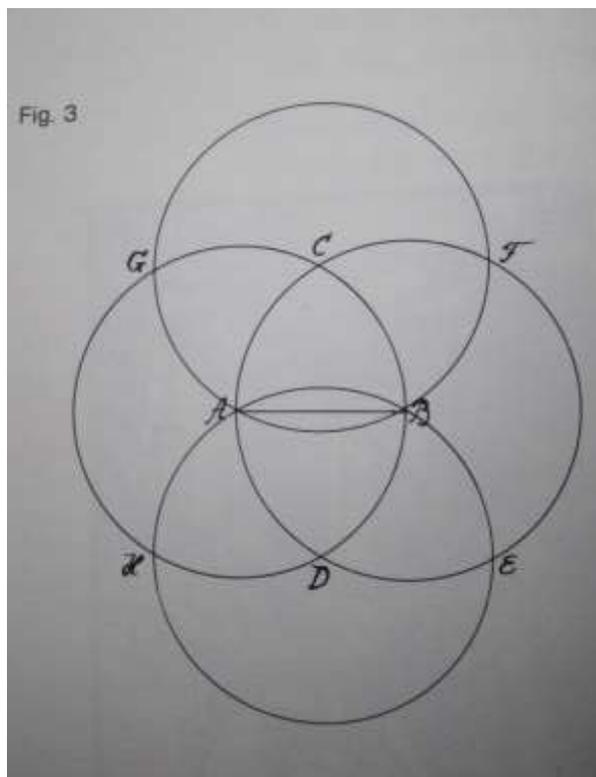


Abb. 7

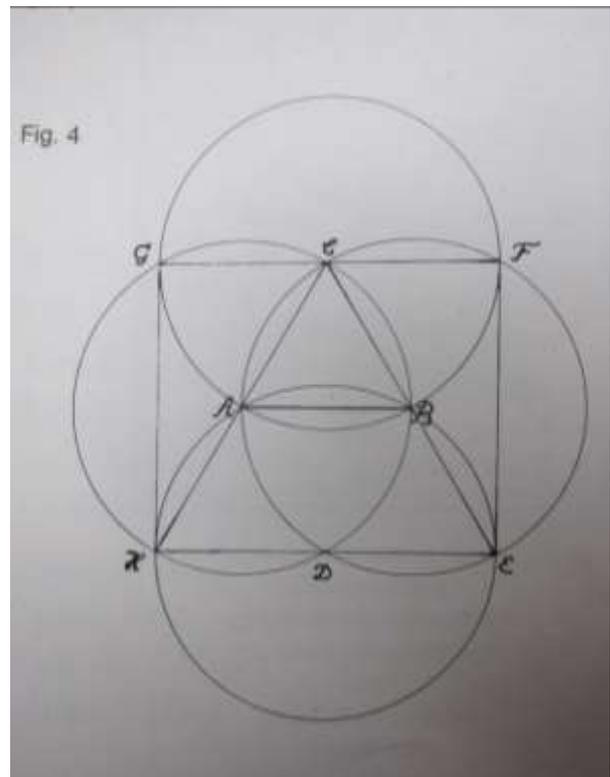


Abb. 8

Der Text lautet weiter:

»Vnd also durch eins ins Centrum gehen ...«

»also« bedeutet: auf Grund dieses Ergebnisses (des Dreiecks im Viereck)! Nun sieht jeder, daß man mit den Diagonalen des Vierecks und dem Höhenlot, des Dreiecks das Zentrum unserer bisher konstruierten Figur fände. Alle drei Linien ziehen »durch eins«, nämlich durch unsere Anfangsstrecke AB und bilden im Schnittpunkt das Zentrum Z. (Fig. 5) – eine Bestätigung unserer Mittelkerbe! Der eingeschlagenen Weg scheint nicht falsch zu sein. Dennoch, er wird schwieriger!

»Auch wieder aus dem centro in drey durch die vier ...«

Wir sollen aus einem Punkte, dem Zentrum Z, »in drey« (diesmal klein geschrieben) – was damit gemeint ist, wird wieder nicht gesagt! – wir nehmen an: Richtungen – oder besser Strahlen aus dem Zentrumspunkt – also Strahlen »in die viere« ziehen? In »die viere«? Mit dem bestimmten Artikel müssten schon bekannte Größen gemeint sein! Etwa die 4 Vierecksecken? Sie sind schon mit dem Zentrum verbunden! Die 4 Kreise wären wohl zu unbestimmte Ziele, aber die 4 Vierecksseiten? – Durch sie könnten von Z aus beliebig viele, auch nur »drey« Strahlen ziehen; aber warum nur drei? Nicht vier? – Ersichtlich sind keinerlei Anhalts- bzw. Zielpunkte mehr! – So müsste wohl wieder ein Kreis geschlagen werden und irgendwo »durchziehen«? – Gewiß, wir haben ja um Z, das Zentrum, noch keinen Kreis geschlagen! Wir tun es, wieder mit dem alten Radius AB (Fig.6).

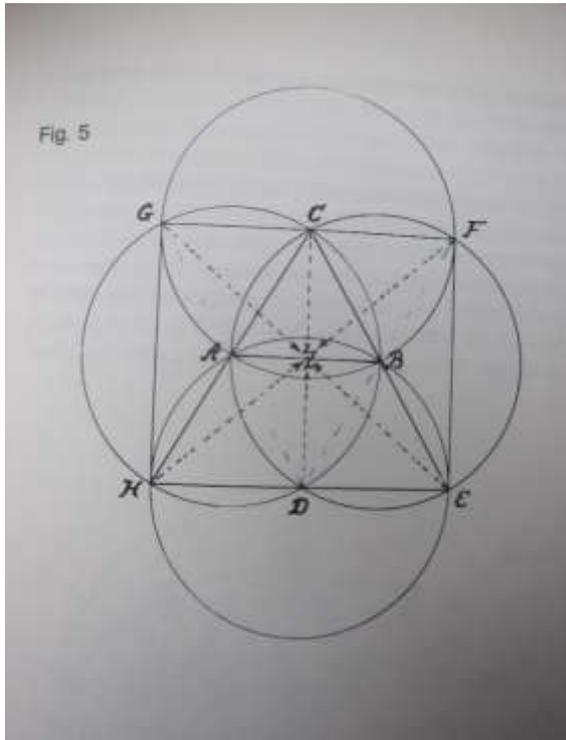


Abb. 9

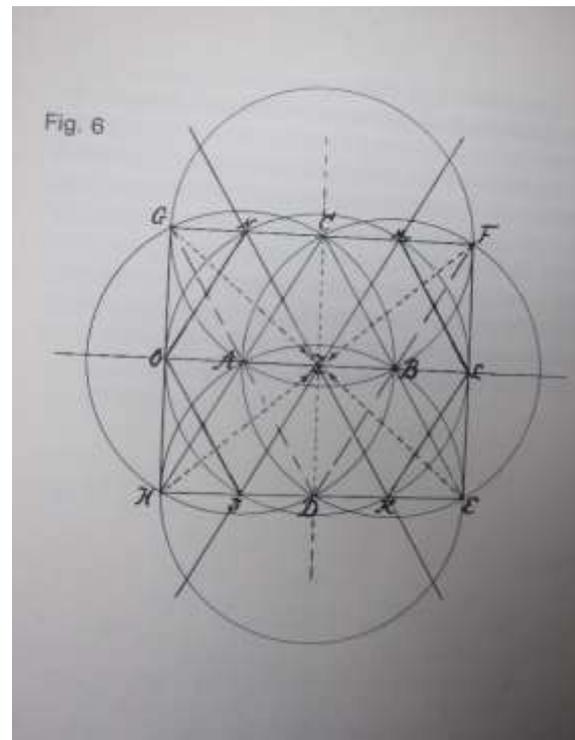


Abb. 10

Erstaunlich! Vier neue Schnittpunkte und zwei Berührungspunkte werden uns geliefert. Von Z aus liegen sich je zwei einander gegenüber, auf der unteren und oberen Vierecksseite, die Punkte I, K und M, N. Auf den vertikalen Vierecksseiten die Punkte L und O als Tangierungspunkte, zu denen hin die beiderseitigen Verlängerungen von AB zielen. – womit die Verkürzung des Lineals rückgängig gemacht wird. Zu den neuen Punkten sind zwar 6 Strahlen von Z aus nötig, sie fließen aber als 3 Achsen durch die vier (Vierecksseiten!). Dies scheint zu stimmen! Es entstand aus den 3 Achsen der Sechssternen, auf 2 Strahlen ruhend, bzw. durch Verbindung der Spitzen des Sternes – das Sechseck im Kreise: J. K. L. M. N. O. ...

Zum Spruch zurück:

Wir konstatieren, daß die 3 Achsen JM, KN und LO zur Sechsteilung des um Z mit AB geschlagenen Kreises führten, d.h. zwischen den Strahlen, entlang der Peripherie, nun die 6 gleichseitigen Dreiecke des Sechsecks J-K-L-M-N-O. (Fig. 6) liegen.

Nun aber verlangt geradezu die längst bekannte Vertikalachse C-D durch die Spitze unseres ersten Großdreiecks HCE nach weiterer Beachtung, zumal in ihr die erste Chance ruht, mit der vorhin erzielten Horizontalachse L-O zusammen ein Quadrat zu gewinnen, das ja im Spruch auch verheißen ist. – Die Vertikalachse selbst zwischen den Strahlen des Sechsecksterns weist zugleich den Weg zum Zwölfstrahlenstern, nur – fehlen noch beide Schrägachsen!

Zwei Angebote, sie zu finden, liegen bereits vor: wir brauchen nur mit der auf der Vertikalachse schon gegebenen Strecke CZ als Radius um Z den geradezu erwarteten Kreis (Fig. 7) zu schlagen. Als Binnenkreis schneidet er die Seiten unseres ersten Großdreiecks und seines Gegendreiecks, das

(gestrichelt) durch die Konstruktion mitentstand, in den Punkten Q, R, S und T. Durch diese Punkte sind von Z aus die gesuchten 2 Schrägachsen QS und RT des Zwölfecksterns zu legen.

Dieselben Punkte wurden auch durch die Sechseckseiten im Schnitt mit den Großdreiecksseiten angeboten. – Das Ergebnis (Fig. 7) ist in jedem Falle der Zwölfstrahlenstern! – Das ist eine beachtliche Leistung der Spruchanweisung bisher, die auch schon die Erreichung des Zieles zu erkennen gibt – nämlich jenen Punkt, der im Endtext des Spruches verheißt wird, der mit Quadrat und Triangel zusammenfallen soll! Doch – zunächst will der Spruch noch mehr erwirken, offenbar um seine Vielseitigkeit zu zeigen! Denn der Text geht weiter:

»... im Cirkel ganz frey ...«

Das heißt doch, daß man mit beliebigem Radius noch einen Kreis schlagen soll! Wählen wir ihn so groß, daß er unsere bisherige Konstruktionsfigur nicht verunklarend berührt! – Aber gerade nun gebietet uns ein Punkt im Text: »Halt«; es ist der erste Punkt im bisherigen Text! ... - Es beginnt tatsächlich ein neuer Satz, bewußt eingeschoben, der aus der bisherigen Textanweisung herausfällt!

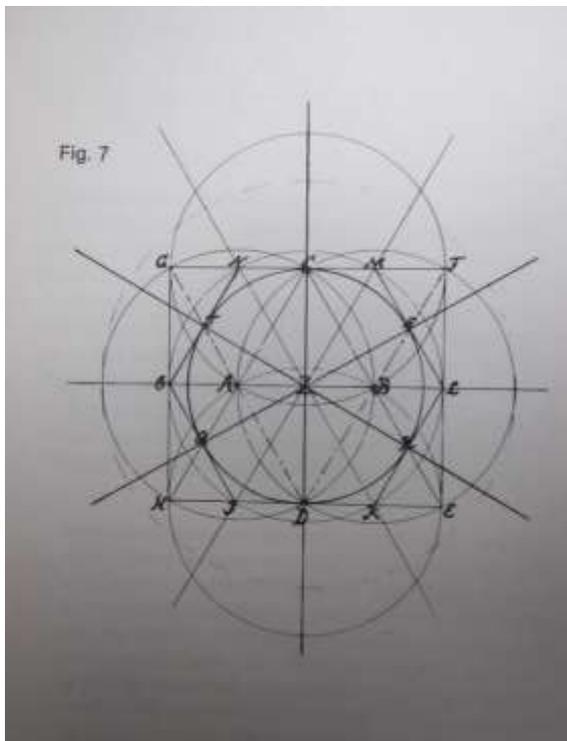


Abb. 11

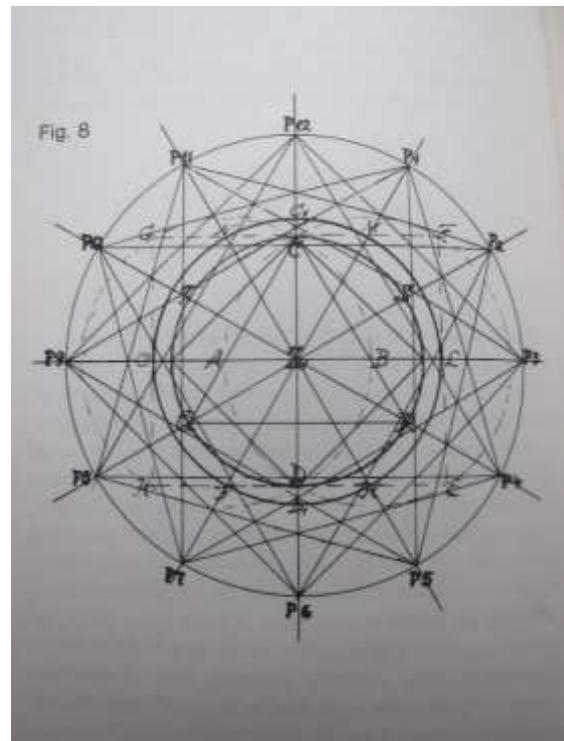


Abb. 12

»Des Steinwerks kunst vnd all die Ding Zu forschen macht das Lehrnen gring ... «

Soll das ein Trost sein, oder gar Spott angesichts der ja nicht ganz einfachen Lösung? – Es ist jedenfalls eine nochmalige Ablenkung vom eigentlichen Ziel! – Vielleicht auch eine Zusicherung für die Gesellen am Ende ihrer Lehrzeit, wenn ihnen die Anwendbarkeit des Spruches schon zum unverlierbaren Geheimwissen geworden war! – Für jeden anderen war es kein Trost! Auch wir müssen weiter versuchen! Nun aber wird man stutzig, denn die Fortsetzung beginnt mit den Worten:

»ein punkt, der in den Cirkel geht, der im Quadrat und drey angel steht ...«

So bedeutet dieser Interpunktionspunkt in Worte umgesetzt gerade die Fortsetzung des Spruches?

Mehr noch, »*ein punkt*« ist auch das Satzobjekt zu »So findest du« - endlich! – Wir dürfen also das pfiffige Lächeln des Verseschmieds quittieren: so leicht sollte keiner, der nicht vom Bau war, die Rätselverse lösen können!

Wir müssen nun weiter ausdeuten, was mit dem »... *im Cirkel ganz frey ...*«, und was mit dem Punkt, der »*in den Cirkel geht*« gemeint war! Wählen wir also den mit beliebigen Radius zu schlagenden Kreis »*ganz frey*« von unserer bisherigen Konstruktionsfigur, etwa außerhalb um sie herum! Es erreichen ihn dennoch (Fig. 8) die zwölf Strahlen. Und alle 12 Kreisschnittpunkte erfüllen schon die Verheißung, daß sie *in den Zirkel gegangen sind* und nun *jeder Zirkelpunkt in den vereinten Spitzen von Quadrat und Triangel steht*. Wir brauchen nur – die 12 Punkte seien mit P1 bis P12 im Sinne des Zifferblattes bezeichnet – z.B. P12 mit P3, P6, P9 und wieder mit P12 zu verbinden, so steht das Quadrat vor uns, und die Punkte P12 mit P4, P8 und wieder P12, so haben wir den Triangel; beider Spitzen fallen mit dem Punkt zusammen, »*der in den Cirkel ging*«! So läßt sich bei allen 12 Punkten das zugehörige Quadrat und der Triangel finden. Ein ganzes System einander symmetrisch durchdringender Quadrate und Triangel entstand! ...

Unsere Konstruktionsfigur ist also zugleich die Lösung des Bauhüttengeheimnisses geworden gemäß Spruchtext.

Diese »Schlüsselfigur« bietet als Gesamtfigur (Fig. 8) rund um das »Centrum« des 12-geteilten Kreises ein System von Schnittpunkten an, symmetrisch aufgeteilt zwischen Vertikal- und Horizontal-Achse! Dazwischen liegen ebenso symmetrisch einander entsprechend, proportional der Grundmaßstrecke dank der Kreiskonstruktion, die Proportions-Intervalle der Quadrate, Triangel und Sechsecke: ein außerordentliches Angebot! – Man versteht nun die Verheißung »Treffet ihr den Punkt, so habt ihr gar (alles ganz und gar) ... Vnd kompt auß Noth, Angst und Gefahr«, nämlich, etwa keinen maßgerechten Grund- und Aufriß geliefert zu haben! ...

Dem Baumeister, der an das Konstruktionsgerüst seines Entwurfes heranging, stand somit, - wie heute das zwar quadrierte, allerdings völlig beziehungslose Raster des Millimeterpapiers – damals ein *Rasternetz von zur Grundmaßstrecke proportionalen Intervallen* mit bis zu 549 Schnittpunkten um den Mittelpunkt zur Verfügung; er konnte sich geborgen wissen mit seinen Entwürfen in deren Harmonie, wenn er nur von vorneherein die »I.W. (Innere Weite, d.A.)« seines Entwurf-Haupttraumes AB zur »Grundmaßstrecke« der zu konstruierenden »Schlüsselfigur« gewählt hatte! – Das war ein wahrhaft schier unglaubliches Angebot – dennoch deswegen »glaubbar«, weil entstanden als ein dem kosmischen Walten entnommenes Naturgesetz, »sichtbarlich« himmlischen Ursprunges! Wir erinnern an Albertis »*La Natura cioé IDDIO!*«

Gerade, daß in der »Schlüsselfigur«, begonnen über dem Gottes-Symbol des gleichseitigen Dreiecks, auch das Pari-Quadrat und Sechseck entstand, demzufolge Zwölf- und Achteck, aber wie wir unter Figur 15 (hier unter Auslassung von Fig. 9-14, d.A.) sehen werden, auch Fünf- und Zehneck, auch Sieben- und Neuneck konstruierbar war, alles im gleichen Kreis mit der Grundmaßstrecke als Radius, macht die Figur so allseitig benutzbar und hat hier aber auch die Richtigkeit des aus dem Spruchtext herausgedeuteten Konstruktionsweges klar bestätigt! Damit bleibt auch die Verheißung »*Hiemit habt ihr die ganze Kunst*« keine leere Behauptung, sondern bietet für die damalige Kunstepoche der Hochrenaissance im 16. Jh. eine tatsächliche Hilfe für das an, was von der Kunst erwartet wurde: naturnahe Harmonie!“

Während das Zwölfeck durch Zirkelschläge zu gewinnen war und damit aus einer übergeordneten Ganzheit entspringt, ist das Zehneck nur die lineare Verbindung von beiläufig entstandenen Schnittpunkten – ein logischer Attitüde, aber keine sinnliche Qualität im Rasternetz. Wir können damit umgehen bei leidlicher Bildung, dürfen uns davon aber nicht mehr als technische Lösungen versprechen.

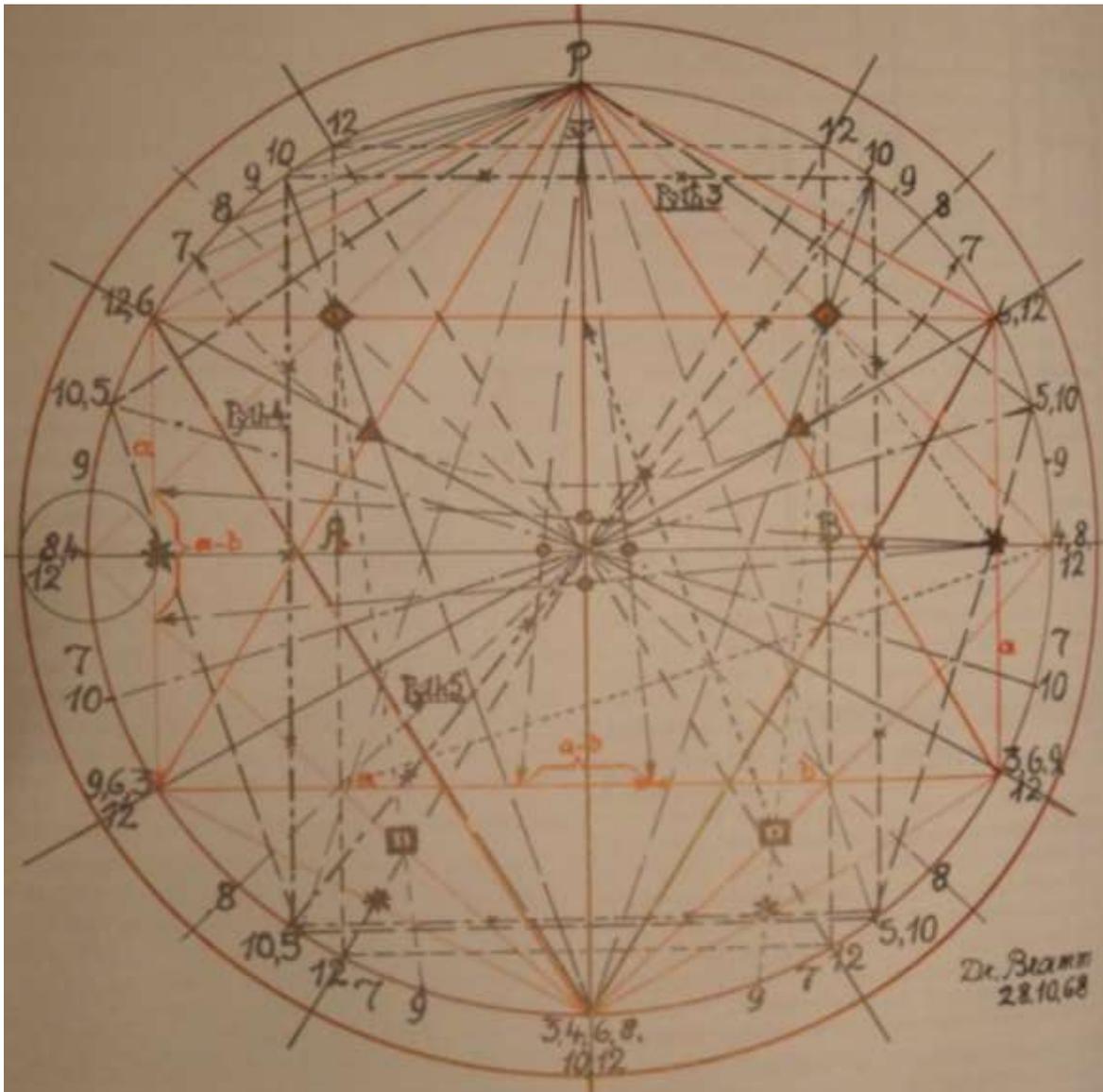


Abb. 13

Die wiederentdeckte und erweiterte Schlüsselfigur des Vitruvius mit den „geheimnisvollen Kennmarken“, Kreispunkten, Dreiecken, Rhomben, Vierecken und Sternchen. Es sind Hilfspunkte für Kreisteilungsstrecken vom Dreieck bis Zwölfeck, für Teilung im „Goldenen Schnitt“ und Gewinnung des Pythagoräischen Dreiecks 3; 4; 5 und der Proportionsstrecken a , b , $a+b$, $a-b$ des Planverfahrens²⁰

Otto Bramm schrieb hier im Kreis an, für welche Vielecke der jeweilige Schnittpunkt anwendbar ist. Was hier wie ein Schnittmusterbogen aussieht, ist nach ihm geeignet, Architektur kosmischer und menschlicher Dimension ohne weitere Hilfsmittel harmonisch zu gestalten.

Nachdem wir zwischengeschaltet die geometrische Herleitung der Vielecke und Sternformen nachvollzogen haben, soll es im Weiteren darum gehen, deren Bedeutung im Einzelnen zu ergründen.

²⁰ Otto Bramm: dto. S.30 – diese profunde Auflösung eines bis dahin immer nur gemutmaßten geometrischen, mathematischen und bautechnischen Zusammenhangs ist allerhöchster Achtung wert

Ganzheit in ihrer Individualität ist die „1“. Dafür setzen wir den Kreis.

Die „2“ oder Strecke AB steht, wie wir schon festgestellt haben, für **Dualität**. Nach aller Logik und Erfahrung fallen darunter die meisten Sachverhalte und Wechselbeziehungen. Deshalb sollten wir die Dualität mit der Ordnungszahl 2 vielleicht auch dem Wasserstoff gleichsetzen, der unser gesamtes Leben bestimmt. Jede ernsthafte Polarität ist eine entglittene Partnerschaftsbeziehung und gehört zur „2“. Sie sollte als solche auch behandelt werden – mit nach dem anderen Pol „cirkelnder“ Liebe!

Dass es darüber hinaus kompliziertere Dreiecks- und Vielecksverhältnisse gibt, ist uns allen bekannt. Diese im Leben aufzulösen ist allerdings schwieriger, als mancher denkt. Deshalb ist mit der Zahl „3“ und dem Dreieck, als Symbol für „Gott“ und die **Dreieinigkeit** von Körper, Seele und Geist, unsere prinzipielle Fassbarkeit und Logik auch fast erschöpft. Hierfür steht der 3-wertige Sauerstoff im hexagonalen H_3O_2 .

Die „4“ im Viereck findet sich in der **Elemente- und Säftelehre** der Antike, aber auch in der Lehre von den Temperamenten mit Melancholiker, Choliker, Phlegmatiker, Sanguiniker wieder. Sie leitet sich von gewissen Erfahrungswerten her und bedarf eines tiefergehenden Einfühlens. 4-wertiger Sauerstoff, wie im üblichen H_2O , bildet diesen Sachverhalt ab.

Auf die „5“ möchte ich im Zusammenhang mit der Harmonie nicht eingehen. Sie steht als Fünfstern oder Pentagramm immer wieder auch für einseitige Strukturen.

Mit der „6“ oder dem **Hexagramm** sind wir schon bei einer Komplexität angekommen, die man analog und rational nur schwer erfassen kann. Hier spielen Wechselwirkungen und Abhängigkeiten eine Rolle, die sich mit voller Sicherheit nicht auseinanderhalten lassen. Nichtsdestotrotz sind das Sechseck und das Hexagramm die wichtigsten Darstellungsformen für ein gereiftes, integriertes und weisheitsvolles Leben. Die Bienenwabe steht dafür als ein sehr taugliches Symbol.

Die „7“ hat es in sich. Sie ist eine „heilige“ Zahl, wobei hier die Betonung auf den Antagonisten „heil“ für „heilen“ liegt. Es ist die Zahl der beteiligten Unbekannten dann so groß, dass die üblichen Systeme damit nicht mehr sicher operieren können und Abnabelungserscheinungen auftreten. Das geschieht – wie wir schon besprochen – bei falschen Erwartungen (Soll-Ist-Wertvergleich) vielfach krisenhaft, kann aber auch erhebend sein! Die Anzahl der Wochentage oder die Intervalle unserer Tonleiter sprechen für diese grundsätzliche Bedeutung der „7“. Sie ist der **ungeschriebene Haltepunkt zwischen natürlich-biologischen Zyklen**.

Die „12“ im Zwölfeck oder Zwölfstern steht bildhaft für das **Universum**. Darauf bauen moderne Farbraum- und Tonsysteme (wie auch der Quintenzirkel) auf. Aber auch die Naturellehre nach Carl Huter findet darin einen wichtigen Bezug. Die auf Samuel Hahnemann zurückgehende Miasmenlehre in der Homöopathie kann darin ebenfalls eine sinnvolle Darstellungsform bekommen. Deutlich wird im Vergleich, dass es hier um hochkomplexe Zusammenhänge geht, für die es im Rationalen – also im Spielfeld der heutigen Naturwissenschaft – keine eindeutigen Erklärungsmuster gibt.

Die „14“, „21“, „42“ und „63“ sind Vielfache der Primzahl „7“. Für Lebensabläufe werden sie insofern wichtig, als sie das verstärken, was schon in den vorangegangenen, natürlichen Zyklen nicht bewältigt wurde. Insofern wächst das Potenzial alter und neuer Konflikte.

Im Folgenden soll der Versuch unternommen werden, eine bis ins Mittelalter hinein geltende und auf Mensch, Gott bzw. die Naturprozesse anwendbare Sichtweise vorzustellen und zu erweitern. Nennen wir den Vorgang einfach den Blick in die Glaskugel.

4. Der Blick in die Glaskugel

Diesen Blick verbinden wir oft mit dem undurchsichtigen Wirken von Hexen. Doch es ist wohl eher die Angst und der Unglaube anderer (vgl. Glaube = Wissen und Fühlen), der diese weisen und zugleich „gefühlvollen“ Frauen zu bösen Wesen gemacht hat.

Wenn in unserem modellhaften Schaubild (Abb. 14) schon etwas voreilig der 12-teilige Farbkreis zur Anwendung kommt (dieser entstand als Übereinkunft natürlich erst in der Neuzeit), dann kann das eventuell illustrieren, dass man – wie die Auflösung des Bauhüttengeheimnisses zeigt – auch früher sehr wohl Zusammenhänge erahnte, die Raum, Farbe und Akustik mit der Statik verbanden.

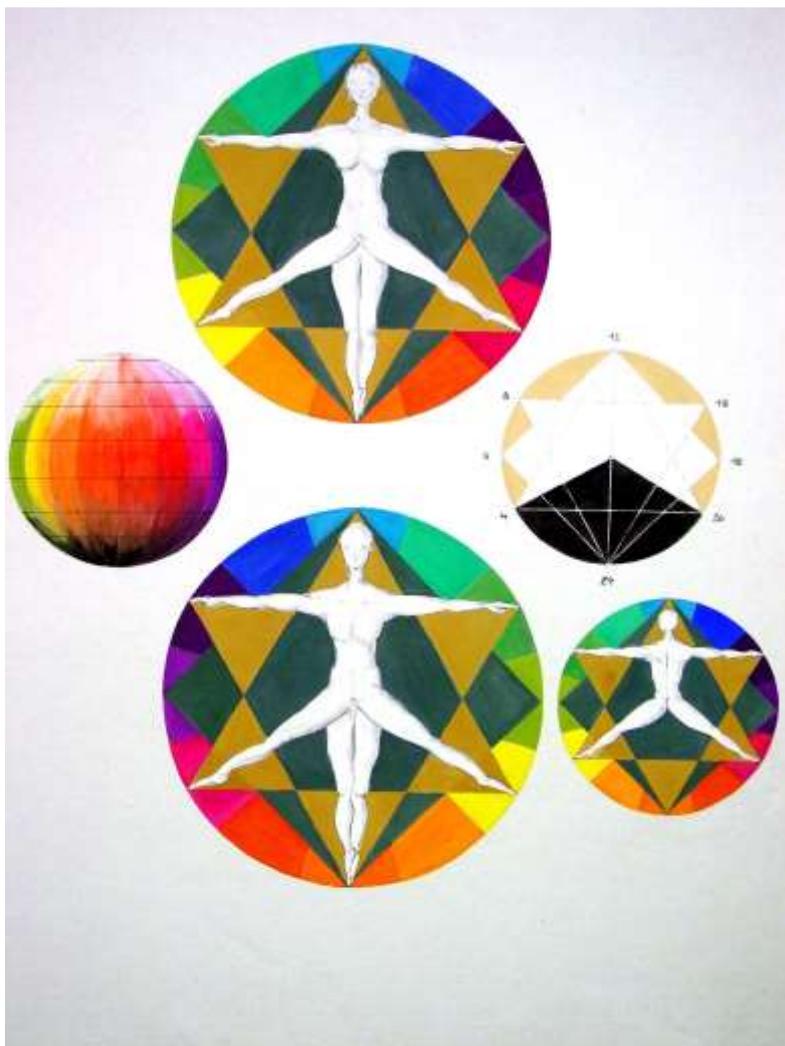


Abb. 14 ©Landmann

Was gibt dieses Modell uns kund?

Vielleicht eine Art Quadratur des Kreises, von der man immer wieder ahnungsvoll spricht (olivgrünes Viereck auf die Spitze in den Kreis gestellt)?²¹ Vielleicht auch, dass der zwölfteilige Farbkreis eine psychologische Komponente besitzt, die für Männer und Frauen nicht automatisch die gleiche ist.²² Es ist in jedem Fall wichtig festzustellen, dass nicht nur Gebäude, sondern im selben Sinne auch der Mensch, mit seinen Gliedmaßen in das Raster der schon etwas über die Darstellung bei Vitruv

²¹ Im strengen Sinne erfüllt diese Forderung beim Radius $r=1$ ein Quadrat der Kantenlänge Wurzel π

²² Unterstellt sei, dass die Dualität von „männlich“ und „weiblich“ abweichende Sinnlichkeiten voraussetzt.

oder Bramm hinausgehenden Schlüsselfigur passen. Wenn wir diesen in der Grundmaßstrecke richtig einordnen – nämlich mit seiner lebenserhaltenden Geschlechtsteilen im Zentrum – dann liegt der Nabel nahe dem „Goldenen Schnitt“, dann sind aber auch die meisten Gelenke in den Schnittpunkten von Sechsstern und Quadrat zu finden.

Otto Bramms „Proportions-Intervalle“ und „das unglaubliche Angebot“ scheinen sich zu bestätigen. Mehr aber noch, wenn wir den Kopf im Segment des primären Cyan-Blaus einordnen und die Fußspitzen bei geschlossener Beinstellung in der Sekundärfarbe „Rot“, dann beschreiben wir eine wichtige Komplementarität zwischen Geist und Körper. Wenn wir die Beine in einem Winkel von 120° spreizen, dann greifen die Fußspitzen in die Segmente von Magenta und Yellow (Primärfarben). Das sind die sich mit Cyan additiv und physiologisch zum neutralen Weiß „ausmischenden“ Farben (wir finden dieses Symbol nicht von Ungefähr als Peace-Zeichen oder im Mercedes-Stern).

Im Farbraum der Kugel werden die Farben nach oben immer mehr ins „Weiß“ gebrochen, nach unten werden sie geschwärzt. Man kann daraus den lebensbefördernden und den lebensschwächenden Teil (die sprichwörtliche Licht- und Schattenseite) des Daseins ableiten.

In einer Proportionsstudie wird darüber hinaus der Versuch unternommen, „Weiß“ und „Schwarz“ im Messgewand und Unterkleid der Zisterzienser dem Tag- und Nachtzeit-Rhythmus dieses Reformordens mit den dafür geltenden Chorgebeten zuzuordnen. Auffällig ist, dass auch hier die Proportionen von Weiß und Schwarz einer natürlichen und nicht metrischen Logik entsprechen.

Die hier angerissenen Zusammenhänge werden dann richtig transparent, wenn wir sie später in die Nähe anderer Erkenntnisse der erfahrungswissenschaftlichen Forschung setzen.

Zunächst einmal genügt ihre Erwähnung, um festzustellen, dass sich mit der Epoche der Aufklärung, zu Beginn der Neuzeit, sehr viel von diesem alten Wissen, was selbst von der Katholischen Kirche dereinst aufgegriffen wurde und sich in liturgischen Zusammenhängen über längere Zeit erhalten hat (dazu gehört z.B. auch die Farbenwahl der Messgewänder, Decken und Überwürfe in der Oster- und Fastenzeit) zunehmend verlor.

Leonardo da Vinci war es schließlich, der als Künstler und genialer Erfinder der Renaissance das Menschenbild völlig durcheinander brachte (Abb. 15). Vielleicht geschah das sogar mit der Absicht, seine Zeitgenossen zum selbständigen Denken anzuregen und das Menschenbild dereinst auf neuer Grundlage wieder richtig – wenn auch erweitert – entstehen zu lassen.

Wir wollen uns diese Darstellung einmal genauer betrachten und dabei Vergleiche zu der auf Vitruv und andere zurückgehenden Schlüsselfigur des Mittelalters anstellen. Da fällt uns als erstes ins Auge, dass da Vinci seine Figur nicht ins Zentrum des Kreises setzt, sondern auf der Höhe des unteren Kreisbogens auf gerader Fläche aufstehen lässt. Das Haupt seines mit wallendem Haar ausgestatteten Menschen (als hätte er noch viel vor!) reicht auch nicht bis an den oberen Rand des Zenits. Der hier dargestellte Mann reicht nicht einmal bis in die Ecken eines für ihn eingerichteten und ihn quasi gefangen haltenden Quadrats. Beinahe symbolisch muss man es nennen, dass der Maler den Mittelpunkt des Kreises nicht mit dem Nabel des Menschen zusammenfallen lässt. Hier gibt es verwirrender Weise sogar mehrere Einstiche. Das kann eigentlich nur bedeuten, dass er den Menschen weit davon entfernt sieht, mehr als alle anderen Lebewesen zu sein, selbst wenn er sich mit seinen ausgreifenden Armschwüngen noch so sehr gebärdet.

Man darf da Vinci nicht zwielichtige Absichten unterstellen, aber immer die Spiegelung seiner Zeit. Auch deshalb schrieb er wohl seine Texte in Spiegelschrift. Er scheint dabei etwas resigniert! Dumm nur, dass wir – die wir die Absichten des Künstlers durchschauen könnten – das „Schauen“ verlernt haben und die Darstellung in der Eindimensionalität unserer Tage (diese ergibt sich aus

einem Übergewicht der Differenzierungen zu jenen der Integration) zu heiligen suchen. Zu diesem Zwecke bringen wir allerlei rationalistische Klügelei in Anwendung. Das aber ist genau das Problem der vielen sich verselbständigten Wissenschaftsgebiete, dass sie sich nur noch schwer zueinander und zur Kunst des einfachen Lebens finden. Dazu fehlen ihnen auch die Anteile des Kitts der Irrationalität.

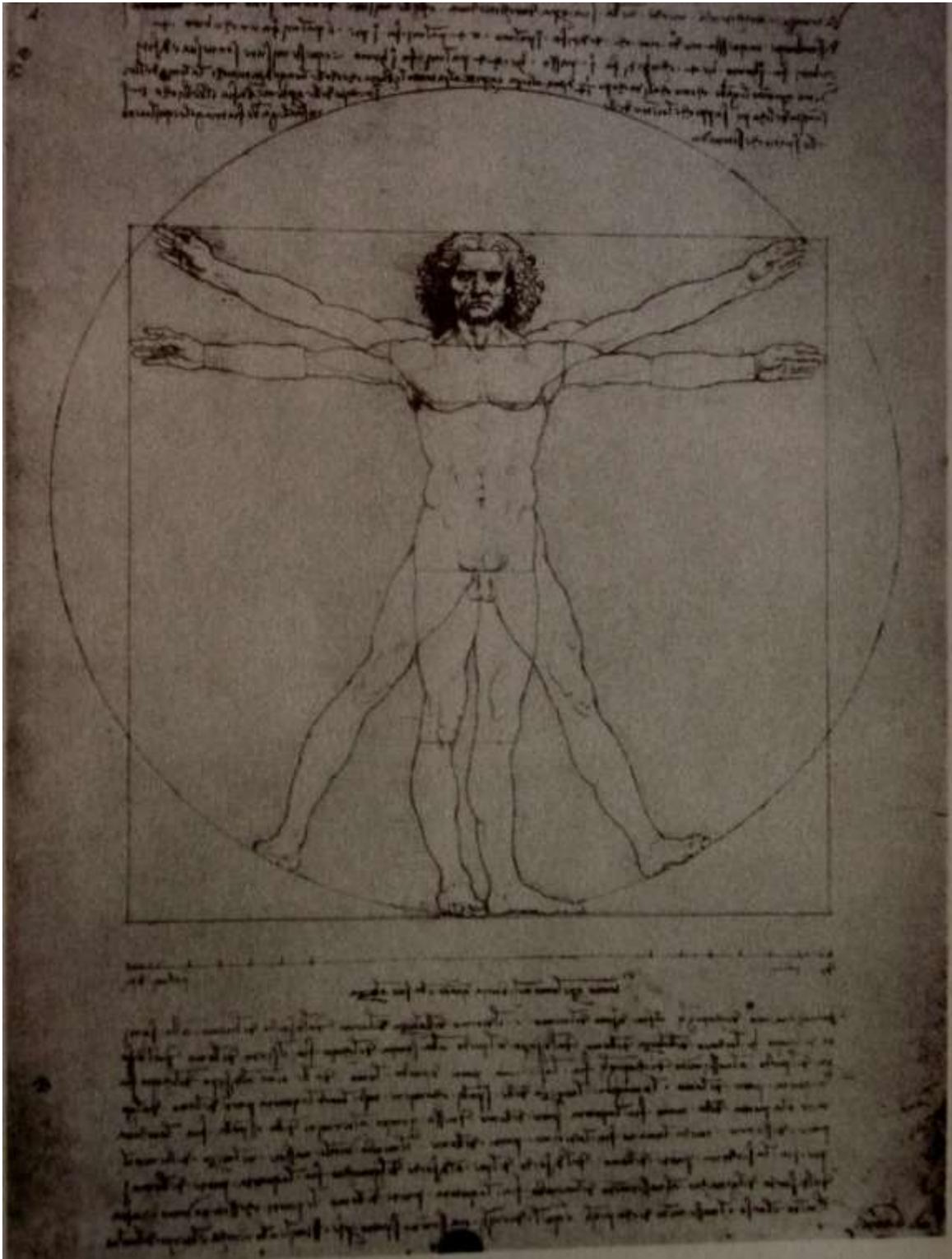


Abb. 15

Wir dürfen auch fragen, warum da Vinci hier nur einen Mann abgebildet hat, der in Angelegenheiten einer aufgeklärten Menschheit, in die wir die Skizze immer wieder zu stellen gedenken, doch bestenfalls einen Ausschnitt repräsentiert? Das aber nur am Rande! Persifliert er möglicherweise auch darin wieder nur die Allmachtsgedanken einer überheblichen Männlichkeit?

Die Große Französische Revolution hebt da offensichtlich ein anderes, klassizistisches Menschenbild vom neuen hervor und führt Mann und Frau nach langer Trennung in Eintracht zueinander (Abb. 16).

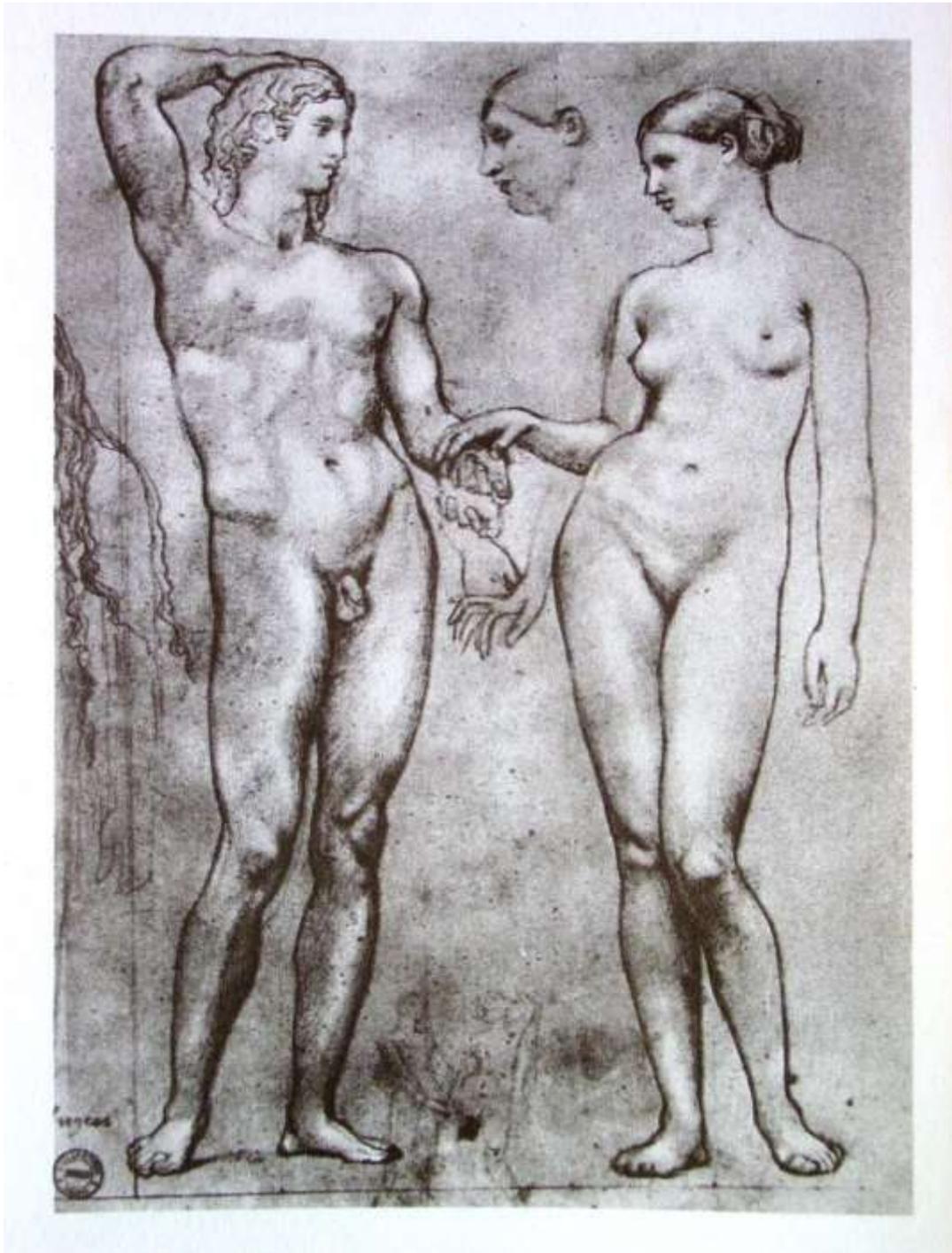


Abb. 16

Gerade dieser Rückgriff auf edle Form und „das feine Gleichgewicht von Linie, Modellierung und dezenter Farbigkeit“²³ macht die Studie Jean Dominiques Ingres (1780-1867) zu einem Meisterwerk ethisch-ästhetischen Vorstellungswelt. Und plötzlich gelangen wir wieder in den Bannkreis der Schönheit, die wir doch auf dem Weg zur Harmonie als so wichtig erkannt haben und die uns als ein Merkmal gelebter Liebe so bedeutungsvoll erschien. Hier trifft uns in der Weise, wie sich Mann und Frau begegnen, ein großes „Ideal von Sittlichkeit, menschlicher Würde und Größe“.²⁴ Gottfried Bammes (1920-2007), der bedeutende Lehrer für Anatomie an der Dresdner Kunsthochschule, hat diese Unterscheidung zu vielen anderen Darstellungen der Zeit treffsicher formuliert und geht in der Besprechung diverser Aktbildnisse immer wieder feinsinnig auf das sich verändernde Menschenbild ein. Für ihn bedeutet Kunst, das Wesentliche einzufangen. Kleider erschweren diese Möglichkeit. Sie versperren uns den Blick auf die Ganzheit des „menschlichen Universums“ in seiner Strahlung, Farbe, Muskelspannung und seiner jeder Geste und Bewegung innewohnenden Lebensausdruckskraft.

Als die Menschen begannen sich anzukleiden und mithin zu verkleiden, gebaren sie die Schlupfwinkel für „Falschheit“ und „Lüge“. Ihre „Schönheit“ resultierte forthin nicht aus natürlichen Reflexen auf bestehende Reize, darunter oftmals auch bipolare Spannungen, sondern aus Markenzeichen einer aufgesetzten Künstlichkeit (hier maßgeblich der Mode). Dabei hat Künstlichkeit und Kunst so viel miteinander zu tun, wie Feuer und Wasser, Erde und Luft! Das eine ist der Antipode des anderen und als solcher komplementär außerordentlich wichtig. Wenn aber eine immer künstlicher werdende Gesellschaft vergisst sich künstlerisch zu spiegeln²⁵, dann ist sie bald nicht mehr zu heilen, weil sich deren Künstlichkeit pathologisch über die Kunst erhebt. An dieser Stufe der Entwicklung stehen wir, da Vincis feiner Herausforderung zum Trotz!

Wir dürfen die schöne Eintracht, die uns Ingres spiegelt, freilich nicht für bare Münze nehmen in der Zeit nach der französischen Revolution. Es scheint vielmehr, als ob der Künstler – hier voller jugendlicher Illusion – zu dem, was zu entwickeln sich gebot, den ersten, zarten Ansatz liefert. Zu glauben ist es nicht, dass in der Härte der Gewalt und des imperialen Anspruchs eines Napoleon Bonapartes ein solcher Geist in Frankreich lebenstüchtig war. Viel später erst errang derselbe an Gewicht, nachdem auch die Romantik, lange bürgerlich verklärt, im Willen der Reformen vieler Länder neuen Anklang fand.

Hier ist es Gustav Klimt, der mehr als alle anderen die Schönheit und den Reiz in Rede bringt. Für ihn war beides gleichermaßen von Bedeutung, die Schönheit als der Weg, der Reiz als der Impuls. In einem Fest der Farben und der Sinnlichkeit ergeht er sich bei jedem seiner Bilder (Abb. 17) und stachelt an der Grau- und Trägheit seiner Zeit. Man nimmt ihm ab, dass er die Frauen, die er darstellt, nicht nur kannte. Er hat sie ganz für sich „erkannt“. Dabei hat ihn der Eros, als Kenner des Intimsten, auch immer wieder angesteckt.

Der Rausch der Liebe könnte sein Gemälde heißen, in dem er hier nur eine Frau im Schlummer süßer Träume und sinnlicher Verschlungenheiten portraitiert. In roten und in ockerfarbenen Tönen gibt er sich ganz des Körperlichen hin. Und wenn wir selbst nicht richtig wissen wie's geschieht, die Keilform (Dreieck nach unten gerichtet) ihrer Haltung und die Wucht von massig-weichen Schenkeln vermitteln uns ein Maß der dieser Frau gegebenen, elementaren Kraft.

²³ Gottfried Bammes: Figürliches Gestalten, 1981, S. 13

²⁴ ebenda

²⁵ Wir betrachten Kunst gern als Anhängsel oder eine Sache für Museen, jedenfalls keine, die integral ins ganz normale Leben gehört. „Kunst“ war für die Griechen noch das großartig ausgeführte Handwerk, was man überall benötigte, um in Schönheit und Gesundheit über sich selbst herauszuwachsen bzw. den „Göttern“ nah zu sein.



Abb. 17

Nachdem wir uns Gewissheit schaffen konnten, dass in der Kunst und im „Erkennen“ großer Künstler, die allesamt nicht einzig Träumer waren, die Schönheit einen Sonderplatz bekam, soll uns im Weiteren beschäftigen, was geometrische Belange und die nur sperrige Struktur des Denkens, nebst der uns schwer entschlüsselbaren „Fühlung“ zur Klärung des Prozesses echter Schönheit helfen können.

Wichtig scheint zu diesem Zweck, den Ausgangspunkt des Lebens ins Visier zu nehmen.

Die bilateralsymmetrischen Tiere (wozu auch der Mensch zählt) sind *triploblastisch*²⁶, d. h., sie bilden drei Keimblätter aus:

- Entoderm (Innenschicht)
- Mesoderm (Mittelschicht)
- Ektoderm (Außenschicht)

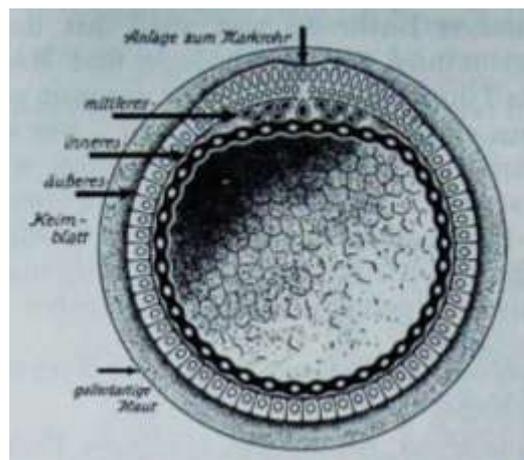


Abb. 18

Diese Zellschichten in der Entwicklungsgenese des Embryos sind nicht nur für die Ausbildung von Körperorganen wichtig, sie geben vielmehr dem geistigen, seelischen und körperlichen Gefüge eines Wesens seine ganz spezielle „Färbung“. Der, der als erster auf dergleichen Sachverhalte stieß, war

²⁶ wikipedia

der Künstler und Privatgelehrte Carl Huter (1861-1912).²⁷ Sein Hauptwerk zur Menschenkenntnis hat einen Tiefgang, der erstaunt und der sich nur im Kontext außergewöhnlichem Schöpferturns zu Beginn des 20. Jahrhunderts erklärt. Wir finden zu dieser Zeit in Europa neben hervorragenden Wissenschaftlern auf allen Gebieten, eine große Zahl von Literaten, Reformpädagogen, Musikern und Malern. Huter baut unter anderem auf deren Gedankenwelt und entwickelt auf der Basis einer durchdachten Krafttrichtungsordnung im Kosmos und der Natur des Planeten Erde seine Naturell-Lehre des Menschen.

Gerade wir Menschen meinen immer wieder aus allem aussteigen zu können, was uns zu eng und bedrohlich wird, was uns unseres Egoismus und unserer Selbstsucht überführt. Das können wir langfristig nicht, müssen wir aber auch gar nicht. Denn immer deutlicher wird, dass wir nur um den Preis verlorengelender Freiheitsgrade (Krankheit) den uns zugewiesenen Entwicklungskorridor im Universum verlassen. Im Text war schon verschiedentlich vom roten Faden die Rede.

Huter wies – wie andere später – nach, dass sich aus dem äußeren Keimblatt vorzugsweise das Haut- und Nervensystem, aus dem mittlerem Keimblatt das Bewegungssystem und aus dem inneren Keimblatt das Ernährungssystem entwickeln. Diese Zuordnung schien ihm wichtig für das Kräftespiel, welches – wie beim Kraftstrommotor mit Dreiphasenwechselstrom – bestimmter, getakteter Impulse bedarf. Wir können die von Huter gewählten Bezeichnungen „Denken“, „Bewegung“, „Ernährung“ im verallgemeinerten philosophischen Kontext aneinanderreihen als: Idee – Verteilung – Sammlung ... Idee – Verteilung – Sammlung ... und so fort. Allerdings merken wir, dass in dieser Reihenfolge keine Anreicherung von Werten möglich wird, denn noch ehe wir etwas gesammelt haben (Ernährung), verteilen wir es schon wieder (Bewegung). Das wäre vergleichsweise wie in einer Gesellschaft, die schon das verteilt und konsumiert, was noch gar nicht erzeugt bzw. gesammelt worden ist. Für den uns interessierenden physiologischen Prozess wird damit die Drehrichtung wichtig, in der Abläufe von statten gehen. „Linksdrehend“ löst nach unserem mitteleuropäischen (auch politischen) Verständnis, welches wir auch auf Schraubverbindungen übertragen haben, etwas auf. „Rechtsdrehend“ verbindet im selben Sinne etwas – baut auf. Aber das ist hier zunächst noch eine Definitionsfrage und immer eine Funktion der Zeit. Später werden wir feststellen, dass eine Konvention wichtig ist, um bei der Zuordnung anderer Erkenntnisse nicht durcheinander zu geraten. Im Moment verspüren wir einen solchen Fall gesellschaftlich gerade schmerzhaft bei unseren britischen Freunden, die mit ihren Maßen (z.B. Fuss) und Gewichten, mit der Drehrichtung der Schrauben, mit dem Fahrersitz im Auto, dem Linksverkehr und nicht zuletzt mit dem Brexit gegen die in Europa allgemein gewählte Bewegungs- und Entwicklungsrichtung auftreten. Wir werden sehen, ob sie diesbezüglich nicht sogar Recht behalten.

Doch zurück. Verallgemeinert stellen wir fest, dass das Ideengeben sehr nahe der Kultur- und Kunst steht, dass die Sammlung (weniger die Produktion) von Werten ein klares Wirtschaftsthema ist und schließlich die Verteilung ein wichtiges soziales Anliegen verkörpert. Keines von den Dreien sollte sich verselbständigen und nur das eigene „Ding“ im Auge haben. Kultur, Wirtschaft und Soziales sind, wie die Keimblätter unserer menschlichen Genese, die Impulsgeber unserer Gesellschaft und erzeugen nur gemeinsam in einer Art Motor die große Kraft, die zur Erhaltung der Existenz gebraucht wird. Allein, es ist bei den Menschen, wie bei den Gesellschaften: sie sind von der Grundkonstitution nicht gleich. Sie haben unterschiedlich ausgeprägte Anlagen, die sich geschichtlich ergeben haben oder eben auch genetisch, wobei auch Breiten- oder Längengrade eigener Herkunft eine Rolle spielen. Das klingt so pauschal zunächst etwas fremd, aber ist unter Berücksichtigung anderer naturgesetzlicher Zusammenhänge überhaupt nicht absonderlich. Es entstehen bei der Kombination dieser individuellen Voraussetzungen in der „Keimblattebene“ – um hier einmal einen übergreifenden

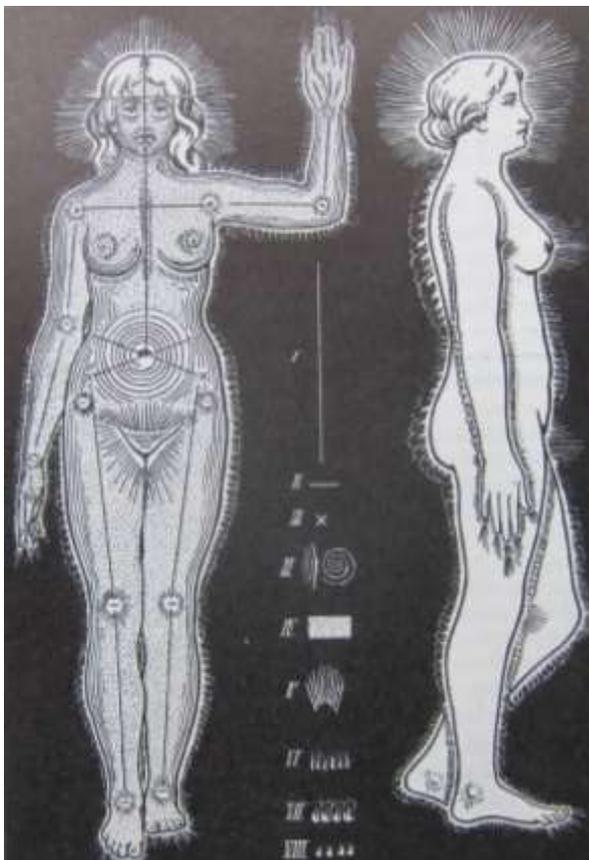
²⁷ Carl Huter: Menschenkenntnis, S.375-377

Terminus zu wählen – das, was wir jeden Tag neu erleben, individuelle Menschen, Gemeinschaften, politische Bündnisse, Gesellschaften.

Das viel größere Problem stellt sich mit der Frage, inwieweit systemische Übersichten und Modelle zur Abbildung dieser Individualitäten tauglich sind; ob gar eine Rückführung auf beinahe archetypische Arithmetik und Geometrie überhaupt Sinn macht? Die Gegenrede würde heißen, wenn wir keine solche hätten oder nutzen würden, welche Möglichkeiten beständen dann überhaupt, uns bei komplexeren und in die Vergangenheit zurückreichenden Zusammenhängen zu verständigen?

Die politischen Verhältnisse spiegeln uns jeden Tag die Ohnmacht der Agierenden, Vorgänge, die sich nicht auf lediglich ein, zwei oder mit „Ach und Weh“ drei Variablen reduzieren lassen, überhaupt noch bei den Menschen verständlich zu machen. Das „Sein“ benötigt jedoch Verständlichkeit. Und die archetypische Vernunft; sie ist ohne Kommunikation über entsprechend abstrahierende Ausdrucksformen (phonetisch, grafisch, haptisch ...) geradezu unmöglich.

Um Huter nicht, wie aus dem Nichts entstehen zu lassen und damit wieder zu versenken, soll seine durch unendlich viele Studien und Gedanken hinterlegte Kraftrichtungsordnung für Natur- und Lebensvorgänge ein wenig ins Visier genommen werden. Diese sieht er neben der rein körperlichen Existenz besonders auch in den verschiedenen Strahlungsqualitäten von der gebundenen Wärmestrahlung bis hin zur so von ihm benannten Hartmedioma erst verwirklicht. Er hat sie in der Darstellung des weiblichen Körpers verdeutlicht, weil dieser zu dem des Mannes auch die uns im Leben besonders ansprechenden weichen Strahlungsarten anschaulich werden lässt (Abb. 19). Mann und Frau sind nicht identisch. Deren besondere Ausdrucksformen und Möglichkeiten bedürfen eines differenzierteren Bildes, als uns die Politik und der gemeine, nicht rückgekoppelte Verstand öfters anzubieten oder glauben zu machen suchen.



- I Magnetische, II elektrische Achse;
- III Hartmedioma; IV Od;
- V Heliodastrahlen; VI strahlende Wärme
- VIII gebundene Wärme

Die Wirkungen der Natur- und Lebenskräfte und ihre Strahlen und Spannungsrichtungen nach Carl Huters Originalforschungen

Abb. 19

Nach Huter sind es vor allem die erogenen Zonen, der Kopf und die Finger, die eine Art besondere Lebens-Liebeskraft-Strahlung verbreiten (vgl. S.55 ff), aber auch ausgewählte Gelenkzonen. Der Körperregion des Bauches mit der Zone des Sonnengeflechts ordnet er die Hartmedioma zu. Die Od-Strahlung ist praktisch in jeder Zelle und allen Körperteilen zu finden. Die Hautoberfläche besitzt Zonen gebundener Wärme aber auch solche mit strahlender Wärme und Odsphären. Naturgemäß stellt sich die senkrechte Achse als magnetische Achse dar, die horizontale als elektrische Achse.

Für uns hat diese Einteilung insofern Bedeutung, als dass sie zeigt, wie vielfältig die Palette an Strahlungsqualitäten und Schwingungen ist und warum wir uns da oder dort anschmiegen, wenn uns die Kraft oder die Energie ausgehen. Parallel dazu verändern wir Nuancen in der Färbung unserer Haut, die dann vom Rot zum Gelb und Grün bis hin zum Blauen wechseln. Huter gibt an, diese feinen Unterschiede vor allem durch Hellfühlen festgestellt zu haben²⁸, wobei seine diesbezüglichen Fähigkeiten als außergewöhnlich angesehen werden müssen.

Es sind diese differenzierten Beobachtungen, die Huter weit über die Phrenologie Franz Galls²⁹ hinauswachsen lassen bei der Typisierung von Naturellen und den dazu gehörigen besonderen Fähigkeiten bzw. Schwächen. Letztlich erklären sie aber auch erstmalig, wo denn die Lebenskraft herrührt, die uns als Individuen zur Verfügung steht. Summarisch können wir natürlich zurückkommen auf das lange bekannte elektromotorische Prinzip, wonach die Kraft senkrecht auf der/zu der durch elektrische und magnetische Feldlinien „aufgespannten“ Fläche steht. Im Detail hat aber das Erbgut (eben auch in der Beschaffenheit der Keimblätter) uns ein gewisses strukturelles und morphologisches Profil vorbestimmt, welches dazu noch durch anthropogene und natürliche Umweltbelastungen beeinflusst sein kann. Dieses Profil ist es welches, das allen gleichermaßen verfügbare Potenzial an Sonnenenergie bzw. Wärme sehr unterschiedlich wirksam werden lässt.

Wenn an dieser Stelle auf die Lebenskraft verstärkt eingegangen wird, dann deshalb, weil sie zentrale Bedeutung für Gesundheit und Krankheit hat, aber in abgeleiteter Form auch für die Fähigkeit, Schönheit herauszubilden und über die Liebe zur Harmonie zu führen. Wie schon bemerkt, ist es die Schönheit, die in ihrem archetypischen Formenkanon Resonanz erzeugt bei komplementären Gegensatzpaaren und dann nach wahren und wirklich leidenschaftlich ausgeführtem Akt der Liebe so reiche Früchte trägt. Dazu allerdings bedarf es des Bewusstseins.

Warum betone ich „nach wahren“ Akt der Liebe? Weil die Liebe nach der „Erkenntnis“ des jeweils anderen dringt. Sie gibt sich nicht gern für Halbheiten her, geht in die Tiefe. Sie verliert sich aber auch schnell, wenn sie dabei auf Falschheit und emotionalen Wirrwarr stößt. Wir schreiben diesen Wirrwarr dann gern der Liebe selbst zu. In Wirklichkeit ist sie vielfach die Betroffene, denn es folgt nicht der von ihr herausgeforderte, harmonische Ausgleich mit schöpferischem Zugewinn an Lebenskraft.

Wahrheit ist damit eine Grundvoraussetzung für echte Liebe! Und sie ist der Zündfunke für den Motor jeglichen Daseins im Bemühen um eine ausgeglichene Keimblattdisposition.

Der Blick in die Glaskugel hat die Liebe, für die an anderem Ort schon die seit den Griechen bekannten Ausprägungsrichtungen besprochen wurden³⁰, aus der Falle heraus geholt, für jede verunglückte zwischenmenschliche Beziehung herzuhalten, als sei sie daran schuld. Es kann allerdings sein, dass Menschen sich falsche Vorstellungen von der Liebe machen und daran scheitern. Sie ist viel tief-

²⁸ Carl Huter Illustriertes Handbuch der Menschenkenntnis, 1981, S.34

²⁹ Franz Gall kann ohne weiteres als früher Vertreter einer systematischen Erfassung des Erscheinungsbildes von Mensch und Tier angesehen werden. Seine vorzugweise auf Vergleiche der Körpermaße und insbesondere der Maße des Schädels abzielenden Untersuchungen sind allerdings viel zu eng gefasst, um hier noch weiter in Betracht gezogen zu werden

³⁰ Helge Landmann; Hartmut Bock: Liebe ist mehr, 2018. S.63 (unveröffentlicht)

gründiger, als wir gemeinhin denken, und viel wahrheitsliebender – und das kann anstrengend werden! Eine nach den kirchlichen Sakramenten gegebene Liebe kann etwas „Heiliges“ sein. Viel öfter ist sie heute allerdings ein Gefängnis, welches das Gewissen belastet und daran hindert nach dem Aus“schau“ zu halten, um was es wirklich geht.

Doch versuchen wir nun, uns eine Übersicht über wesentliche Grundprämissen des Lebens zu schaffen, wo nach aller Wahrscheinlichkeit Schönheit und echte Liebesbeziehungen wirklich möglich sind, schauen wir hinein in das Ideal einer Zelle, in der alle Kraft, Farbe, Tonalität, Wesensausprägung ... sich im kugelförmigen Gleichgewicht befinden.

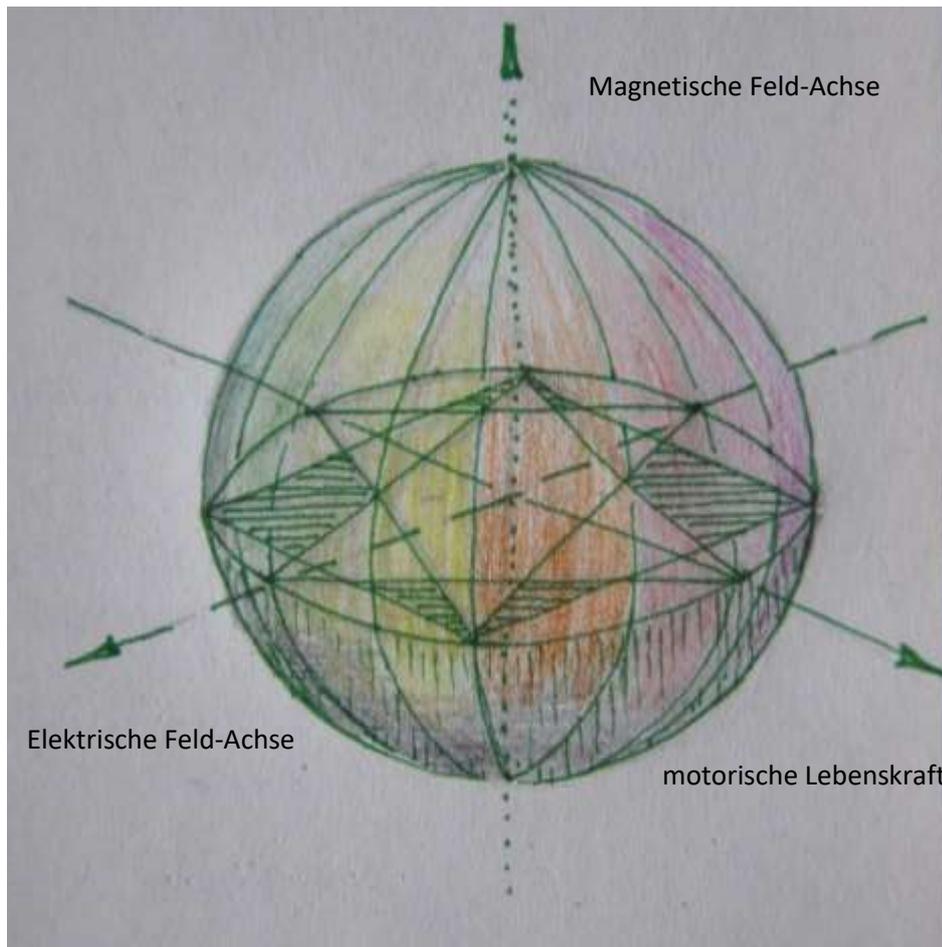


Abb. 20

Was sehen wir? Wir sehen die uns schon in Abb. 14 begegnende Kugel mit der Andeutung der Farben des 12 teiligen Farbkreises. Dort, wo der Äquator verläuft, ist ins Innere ein Schnitt gelegt, der uns die schon bekannte Anordnung Sechsstern (Hexagramm) und Quadrat zeigt. Die Koordinatenachsen für die Elektrizität und motorische Kraft verlaufen horizontal durch die Eckpunkte der verschachtelten Dreiecke. Die magnetische Achse steht in der Senkrechten.

Die Behauptung, dass diese Darstellung etwas mit unserem Leben zu tun hätte, könnte man abwegig finden. Wenn man ein wenig zu abstrahieren versteht, erkennt man in dieser Kugel aber ggf. schon die an anderer Stelle angesprochenen drei Ausprägungsrichtungen der Keimblätter. Abstraktionen führen reale Zusammenhänge in das Feld der Muster hinein. Diese Muster nehmen nur noch das Wesentliche, Charakterbildende aller Einzelsachverhalte in sich auf, deshalb ist es so schwer für manche, sie als im Grunde mathematische Ableitungen realer Funktionen nach der Zeit, dem Raum, der Farbe oder dem Klang zu erkennen.

Sie auf Naturelle und deren Dispositionen gegenüber Gesundheit (Freiheitsgrade) und Krankheit (Beschränkung der Freiheitsgrade) zu beziehen, fällt noch einmal schwerer. Dies ist so, weil hier mehrere Ableitungen in einem komplexen Bild (Menschenbild; Krankheitsbild) zusammengefasst worden sind.

Wenden wir uns als erstes dem Farbkreis zu, der aus einem Spektralband zwischen 400 nm und über 700 nm hervorgeht (Abb. 21) wobei man sich die Enden über eine Art „Oktave“ zueinander gefügt vorstellen kann. Die Übergänge Violett-Ultraviolett und Rot-Infrarot liegen zwar nach unserer Farbwahrnehmung nicht weit voneinander entfernt. Nach der Frequenz befinden sie sich aber natürlich auf einer ganz anderen Ebene, so dass eine Spiralform für die Darstellung geeigneter wäre.

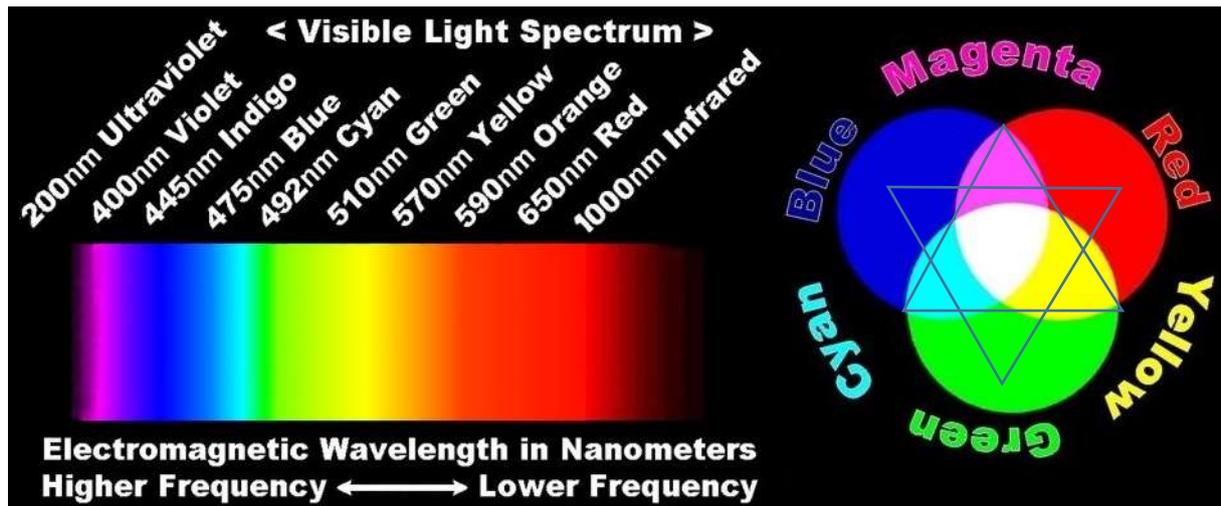


Abb. 21

Wenn wir nun die Farben Blau und Rot additiv mischen, entsteht Magenta. Rot und Grün mischen sich zu Gelb, Grün und Blau zu Cyan. Diese additiven Mischfarben ergeben ihrerseits zusammen Weiß. Mit „Weiß“ verbinden wir den Zustand von Harmonie, Gesundheit und Ausgeglichenheit.

Mischen wir dieselben Farben subtraktiv – nämlich nicht in Licht-, sondern in Druck- oder Malfarben – so entsteht schlussendlich „Schwarz“. Was bedeutet das? Das bedeutet, dass bei hoher Absorption der Spektralfarben durch Bindung in einem Medium deren Freiheitsgrade verloren gehen. Somit sind Schwarzausmischungen durchaus auch Zeichen von Krankheit. Im kugelförmigen Farbraum „Zelle“ lässt sich dieser Sachverhalt so darstellen, dass nach oben, zum Licht hin, die Farben immer mehr ins „Weiß“ gebrochen werden, nach unten – dort wo wir instinktiv Dunkelheit vermuten – ins „Schwarz“.

Die Bilder von Himmel und Hölle oder übersetzt „Licht“ und „Dunkelheit“ für Gesundheit und Krankheit entsprechen dieser sehr alten Erkenntnis.

Auf dem spektralen Farbkreis gegenüberliegende Farben (Abb. 22) werden in der Regel als Komplementärfarben bezeichnet. Komplementärfarbe (lat. complementum „Ergänzung“) ist ein Begriff aus der Farbenlehre.³¹ Nach Helmholtz verhalten sich für Blau: Gelb; für Rot: Cyan und für Grün: Magenta komplementär. Wenn wir in Abbildung 21 und unser Ableitungsmodell für die Grundprämissen des Lebens (Abb. 20) hineinschauen, erkennen wir den Grund. Es sind hier zunächst die Farben „Rot“, „Grün“ und „Blau“, die mit der additiven oder subtraktiven Mischung aus den „Gegen“-Farben dieses Farbdreiklanges komplementär werden und „Weiß“ bzw. „Schwarz“ erzeugen. Dahinter steckt ein energetischer Prozess. Alle anderen Farben, die da mal einfach durch den gedachten 0-Punkt des Koordinatenkreuzes von elektrischer, magnetischer und Lebenskraftachse

³¹ Wikipedia <https://de.wikipedia.org/wiki/Komplementärfarbe>

miteinander verbunden sind, bilden eher den zu erwartenden Grauleiter zwischen oberen und unteren Scheitelpunkt der gedachten Kugelform. „Harmonie“ und „Disharmonie“, in ihrer Reinform, sind damit Konstrukte, die sich in ihrem Energieniveau grundsätzlich, das heißt polar, unterscheiden.

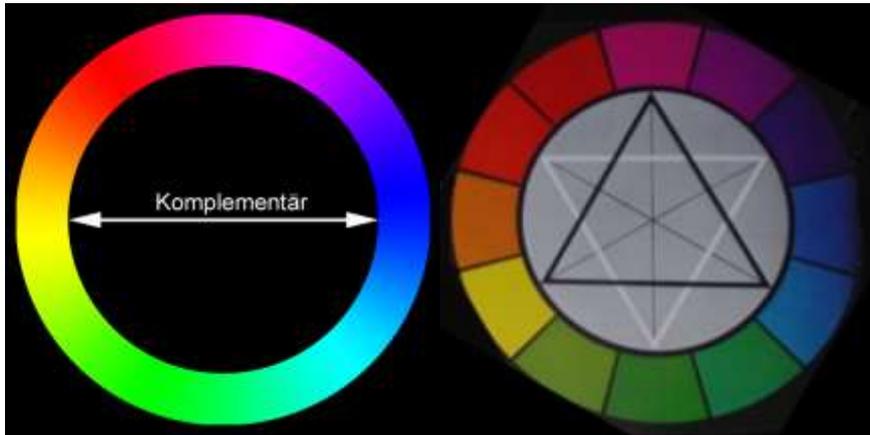


Abb. 22

Abb. 23

Der Vergleich von Abb. 22 und Abb. 23 weist uns auf dieses Problem hin. Wo Abb. 22 „Blau“ mit „Gelb“ komplementär zeigt, ist es bei Abb. 23 „tief Blau“ mit „Gelb“. Das Blauspektrum nach Abb. 22 verfügt nämlich nicht über jene „Temperierung“, die den ausgemittelten 12teiligen Farbkreis so vielseitig – beinahe universell – anwendbar macht.

Dass „Stimmigkeit“ und „Stimmung“ wenigstens in der Musik miteinander zu tun haben, wissen oder ahnen wir. Bei den Farben ist dieser Konsens nicht ganz so ausgeprägt. Das liegt auch daran, dass es hier erst seit einigen Jahrzehnten ein in gewisser Weise kalibriertes Farbsystem gibt. Man erinnere sich daran, wie noch Johann Wolfgang Goethe oder Friedlieb Ferdinand Runge im frühen 19. Jahrhundert trachteten, ein solches Farbsystem zu entwickeln. Goethe verließ sich dabei in farbpsychologischen Spekulationen, Runge (1795-1865) aber war schon sehr nahe dran an dem durch uns aufzugreifenden Modell des Farbraumes mit zwölf Grundfarben. Bei den Farben war es vor der Entwicklung der Spektroskopie allerdings schwieriger, ein „temperiertes“ Gesamtsystem zu schaffen. Hier hatten Isaak Newton (1642-1727) und Hermann von Helmholtz (1821-1894) zunächst Pionierarbeit zu leisten, mit ihren Theorien auf welchen die additive und subtraktive Farbmischung aufbaut. Friedrich Wilhelm Ostwald (1853-1932) hat diese Gedanken erweitert und sie in seinem Modell „vom Grauleiter zum empfindungsgemäßen Farbkörper“ eingebaut.³² Dieses Farbtreppe-modell differenziert mit seinen 24 Vollfarbtönen die Farbskala stärker, als für Vergleiche mit anderen Farb- und Sinnempfindungsräumen zweckmäßig wäre. Wichtig ist zu wissen, dass es auch beim Sehen drei verschiedene Zapfen sind, die uns als Sinneszellen in der Netzhaut einen vollständigen Farbeindruck verschaffen.

Während der Maler in der Vergangenheit nur subtraktive Mischungen von Naturfarben auf einem unterschiedlich absorbierenden Untergrund kannte, experimentierte der Physiker mit dem Pendant der Licht- bzw. Spektralfarben.³³ Es erweist sich immer als gut und richtig, die materielle und die immaterielle, die rationale und irrationale, die logische und die quantenlogische Seite etc. pp. eines Zusammenhangs zu betrachten, um Wesentliches zu begreifen und damit zu wirklicher Kunst zu gelangen.

³² https://home.uni-leipzig.de/physikdidaktik/PDF/Farbvortrag%20Sonntag%20%2008_11_09-web.pdf

³³ Vgl. auch Forschungen zur Wirkung von monochromatischen Licht zu Heilungszwecken

Wenn wir die im deutschen Politikbetrieb gängige „Farbenlehre der Parteien“ betrachten, sehen wir, dass rudimentär selbst hier – aber eben psychologisch – auf die diskutierten Gesetzmäßigkeiten eingegangen wird. So können „Magentarote“ (Soziale), „Gelbe“ (Wirtschaftsliberale) und „Cyanblaue“ (Kulturkonservative) im „Dreiklang“ recht gut miteinander. Wenn die Freien Demokraten „Gelb“ und „Blau“ in ihrem Banner tragen, so bezeichnet dies deren schwankende Einordnung. Die „Grünen“ definieren sich durch ihre ökologischen Themen als eine Mischkonstellation von kulturkonservativer (Cyanblau) und gleichzeitig wirtschaftsliberaler Grundauffassung (Gelb). Das macht sie bei Wertediskussionen manchmal unsicherer, als angenommen.

Eine sogenannte Kenia-Koalition von CDU, Grünen und Sozialdemokraten kann, wenn wir es aus diesem Blickwinkel betrachten, recht gut funktionieren. Voraussetzung ist, dass die Agierenden, dem Flügel der jeweiligen Partei zugehören, der dem stimmigen „Farbklang“ (Akkord) entspricht und sich in einem subtraktiven Mischsystem nicht gegenseitig die Freiheitsgrade nehmen.

Es ist nun interessant, wo sich unter den bestehenden politischen Verhältnissen die AfD einordnet. Sie wählte, noch ehe die CDU ihr kurzzeitig angestrebte Rolle im „Tiefblau“ so richtig begriffen und ausgelebt hätte (in der Plakat- und Bandenwerbung griff die CDU nachfolgend mehrere Jahre unentschieden auf „Grün“ und „Rot“ zurück und wilderte damit im fremden Spektrum) „Blau“ als ihre Farbe. Damit hatten die Parteistrategen der AfD farbpsychologisch den Part getroffen, der aus ihrer Sicht vakant geworden war und natürlich mit der CSU in Einklang stand.

Parteiendemokratisch lehrt uns das: die Menschen fühlen sich in einer schnelllebigen Gesellschaftsstruktur in der Regel nicht mehr durch eine Partei als Allrounder vertreten. Komplementäre, das heißt orchestrale Zusammenarbeit von Spezialisten ist notwendig. Erfolgt diese nicht oder wird diese nicht auf eingängige Akkorde zurückgeführt, so verlieren die meisten Menschen die Übersicht, das Interesse und was noch schlimmer ist, den „Geschmack“ an der Sache. Akkorde: farblich, wie musikalisch, wie anderweitig sinnlich, entstehen durch gegenseitigen Respekt, der Freiheitsgrade schafft. Unter diesem Vorzeichen sind auch Dreierbündnisse möglich, wenn sie farbpsychologisch passen.

Ganz schnell verliert sich bei einer solchen Betrachtung, die Anmaßung, dass eine Denkrichtung vor der anderen steht – überhaupt nur stehen könnte! Das kulturkonservative Blauspektrum ist ebenso notwendig, wie das wirtschaftsliberale gelbe oder das sozialverteilende rote. Jedem wird auch ganz klar, dass aus dem besten „Dreiklang“ nichts werden wird, wenn sich Kraft seiner Selbstbehauptung der eine oder andere Akteur vorzudrängen sucht. An dieser Stelle aber sind wir bei den Akteuren angekommen, die sich, so vielfältig, wie sie durch ihre Keimblattdisposition eben angeboten werden, in einem, dieser Disposition entsprechenden, natürlichen Spannungsverhältnis zum Gesamtsystem befinden.

5. Dreiklang der Naturelltypen

Carl Huter hat die Naturelltypen instinktiv in die Ordnung des Sechsecks gebracht, verlor sich dann aber im Modell seiner Darstellung und bildete flächig ab, was eigentlich räumlich betrachtet werden muss. Problematisch daran ist, dass er damit theoretisch-gedankliche Kategorien, wie die „reiner“ Naturelltypen, die er ganz natürlich als „primär“ bezeichnet, auf eine Ebene mit „sekundären“ und „tertiären“, das heißt abgeleiteten Typen setzt, die man irdisch in jedweder Schattierung antreffen kann. Wir werden an anderer Stelle sehen, welche Konflikte dadurch erwachsen.

Er ordnet die primären Naturelle in:

- I Denk-Empfindungs-Naturell
- II Ernährungs-Naturell
- III Bewegungs-Naturell

Dazwischen setzte er die sekundären Naturelle: Denk-Empfindungs-/Ernährungs-, Ernährungs-/Bewegungs- und Bewegungs-/Denk-Empfindungs-Naturell.

Da er die kurzwelligeren Blautöne nicht dem Denk-Empfindungs-Naturell zuweist – was man physikalisch und farbpsychologisch erwarten würde – ist sein System mit der Farbenlehre kaum vereinbar und führt dort zu falschen Schlüssen. Grundsätzlich aber geht er völlig richtig davon aus, dass sich die drei primären Naturelle Farben zuordnen lassen und harmonisch beeinflussen.

Bringt man nun die „primären“ Naturelltypen nach Huter zu den Farbspektren und den Kategorien besonderer gesellschaftlicher Repräsentanz, so entsprechen sich im weitesten Sinne:

I	Denk- Empfindungs-Naturell	Magenta- Cyanblau -Spektrum	(Kultur)
II	Ernährungs-Naturell	Cyanblau- Gelb -Spektrum	(Wirtschaft)
III	Bewegungs-Naturell	Gelb- Magenta -Spektrum	(Soziales)

Diese Zuordnung deckt auch recht gut unser farbpsychologisches Empfinden (Kopf kühl-Blau; Ernährungsorgane wärmer-Grüngelb; Muskeln- Rot) ab. Der erste Schritt hinein in den Farbkreis scheint geschafft. Über die Lichtfarben Cyan, Gelb und Magenta, als Analogien zu den primären Naturellen, wird jene reine Farbstimmung ermöglicht, die weißes Licht (als Inbegriff der Harmonie) erzeugt. Im flächigen Farbkreis bilden die genannten Farben die Eckpunkte eines nach oben weisenden, gleichseitigen Dreiecks. Die davon abgeleiteten Druck- oder Malfarben bilden das Gegendreieck. Dieses Dreieck weist nach unten. Insgesamt entwickelt sich daraus der schon verschiedentlich angesprochene und dargestellte Sechsstern (Hexagramm).

Moderne Bildschirme in der Film- und Fernsehtechnik arbeiten auf der Grundlage der additiven Farbmischung. Etwas gewöhnungsbedürftig ist für die meisten die Entstehung von „Gelb“ aus den Grundfarben „Rot“ und „Grün“. „Gelb“ steht für uns ganz nahe dem „Weiß“. Da unterstellen wir eine entsprechende Ähnlichkeit im Spektrum. Wir nehmen unsere Erfahrungen in diesem Fall aber mehr aus dem Feld der Druck- oder Malfarben-technik bei der „Weiß“ und „Schwarz“ eine andere Bedeutung besitzen als bei additiven Mischverfahren. Durch starke Reflexion bzw. Absorption erscheinen hier Pigmente „weiß“ oder „schwarz“, die nach dem Status ihrer tatsächlichen Freiheitsgrade und damit spektral anders zu beurteilen wären.

Wie schon angedeutet, mag in den Bezeichnungen Huters für die Naturelle eine gewisse Unschärfe liegen. Unter „Denken und Empfinden“ können wir uns philosophisch vielleicht noch etwas vorstellen – wenn auch gegensätzlich. „Ernährung“ und „Bewegung“ sagen uns in diesem Zusammenhang nicht viel. Und dennoch weisen gerade letztgenannte Bezeichnungen auf einen Ordnungsrahmen, der sich aus den Lebenserfahrungen herleitet, in die natur- und gesellschaftswissenschaftlichen Disziplinen Eingang fand und damit auch geisteswissenschaftliche Relevanz besitzt. Um an diesem Punkt schon etwas vorzugreifen, sei darauf hingewiesen, dass Ernährungswirtschaft und Chemie eine große Schnittmenge besitzen, eine gleichgroße Überschneidung gibt es bezüglich sozialer Bewegungsdynamik und Physik. Ohne Zweifel sind Wertebewusstsein und Kreativität des Denkens schließlich Eckpfeiler unserer Kultur.

Es sollte deshalb gelingen, über die primären, sekundären und tertiären Naturelltypen und ihre Zuordnung im Farbkreis auch eine tragfähige Ordnung für die gesellschaftlichen Beziehungen der Menschen in der Kultur-Kulturwirtschaft; Wirtschaft-Sozialwirtschaft; im Sozialen und der Soziokultur zu schaffen.

Primäre Naturelltypen:

Ideengeber



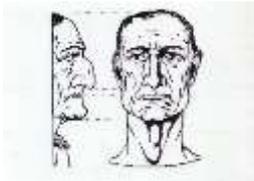
wirkt bei entsprechenden Freiheitsgraden als **Denk-Empfindungs-Typ**
ideenspendend, verfeinernd, kulturvoll, wertebewusst

Sammler



wirkt bei entsprechenden Freiheitsgraden als **Ernährungs-Typ**
umsichtig, wirtschaftlich, sachbewusst

Verteiler



wirkt bei entsprechenden Freiheitsgraden als **Bewegungs-Typ**
mitreißend, tatkräftig, geradlinig, sozialbewusst

Sekundären Naturelltypen lassen sich als Mischform der primären Typen in Denk-Empfindungs-/Ernährungs-, Ernährungs-/Bewegungs- und Bewegungs-/Denk-Empfindungs-Naturell fassen. Diese Mischformen besitzen geringere Freiheitsgrade. Sie stehen energetisch auch unter den Primärformen.

Da uns natürlich viel häufiger sekundäre oder tertiäre Naturelle mit einer gewissen Dominanz begegnen, als „reine“ Naturelltypen, ist deren Behandlung im Weiteren unabdingbar. Letztlich benötigen jeder ein Mindestmaß aller drei Keimblattinformationen zum Leben, ganz gleich, ob er nun dahin oder dorthin tendiert.

Sekundäre Naturelltypen:

Ideengeber-Sammler



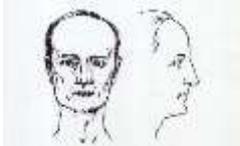
wirkt bei entsprechenden Freiheitsgraden als **Denk-Empfindungs-/Ernährungs-Typ**
vorsichtig obwaltend, überlegt, bürokratisch wert- und sachbewusst

Sammler-Verteiler



wirkt bei entsprechenden Freiheitsgraden als **Ernährungs-/Bewegungs-Typ**
praktisch, gradlinig, zielstrebig, wirtschaftlich, hat Sach- und Sozialbewusstsein

Verteiler-Ideengeber



wirkt bei entsprechenden Freiheitsgraden als **Bewegungs-/Denk-Empfindungs-Typ**
kulturvoll, tatkräftig und gradlinig zugleich; entwickelt brauchbare Ideen und setzt sie um; hat ein ausgeprägtes Werte- und Sozialbewusstsein

In einer allgemeinen Umschreibung kann man die primären Naturelltypen von der Kopfform mit:

einem nach unten spitzen Dreieck	– Denk-Empfindungs-Naturell
rund	– Ernährungs-Naturell
hochrechteckig	– Bewegungs-Naturell

einordnen.

Die Mischtypen liegen dazwischen. Dabei sind diese sogenannten „sekundären“ Naturelltypen praktisch in vieler Weise erfolgreicher, weil sie eine vollständigere Keimblattkonstellation besitzen.

Sie zielen schon etwas in Richtung „Harmonisches Naturell“ mit völlig ausgeglichenem Status der Keimblätter.

Generalist



wirkt bei entsprechenden Freiheitsgraden dämpfend und glücklich abwägend in alle Richtungen. In Familie, Kultur, Wirtschaft und Sozialem beschlagen und **harmonisch** agierend. Im Umkehrschluss ist zwar auch ein disharmonisch agierendes Naturell denkbar. An dieser Stelle befinden wir uns aber nicht mehr auf der gesunden, sondern auf der hochgradig kranken Seite unserer Anlagen.

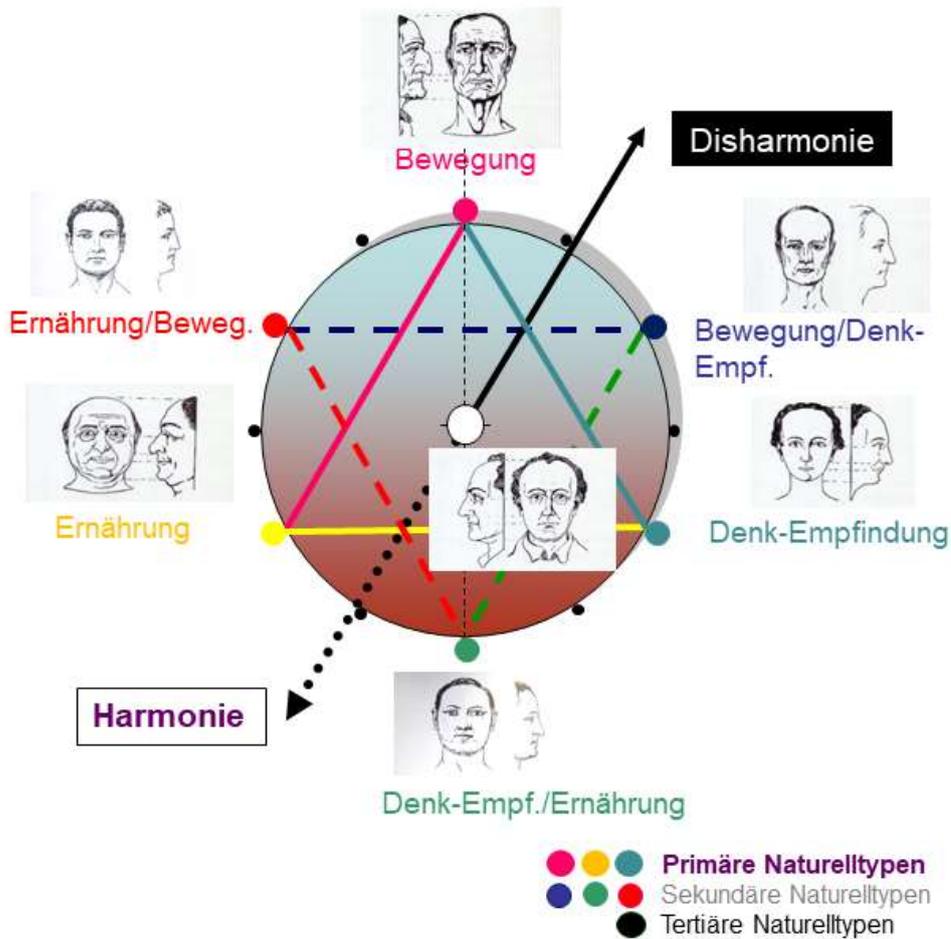
Von der Stellung der Augen teilt sich:

beim Denk-Empfindungs-Naturell	der Kopf in etwa der Hälfte
beim Ernährungs-Naturell	finden wir eine leichte Verschiebung des Augenpaares nach oben
beim Bewegungs-Naturell	eine große Verschiebung des Augenpaares in die gleiche Richtung.

Die Gesichtshaut ist bei den Naturelltypen im gesunden Zustand sehr unterschiedlich:

beim Denk-Empfindungs-Naturell	blass, seidenweich und kühl strahlend
beim Ernährungs-Naturell	bräunlich, lederweich und warm strahlend
beim Bewegungs-Naturell	rötlich, derb und feurig strahlend

Primäre und sekundäre Naturelltypen nach Carl Huter in ihrer Zuordnung



Definition
 rechtsdrehende Vorgänge – Materialität aufbauend
 linksdrehende Vorgänge – Materialität abbauend

Abb. 24

Naturelle in gedachter Draufsicht auf die obere Hälfte eines Kugelmodells (vgl. Abb. 20). Im Scheitelpunkt der Kappe liegt somit „Weiß“ für das harmonische Naturell. Ebenen darunter befinden sich „Cyan“, „Magenta“ und „Gelb“, weiter darunter in der Äquatorschnittebene „Blau“, „Grün“ und „Rot“.

Diese Ordnung lässt sich so erklären, dass die mit Freiheitsgraden erfolgte, additive Mischung von Naturellinformationen neue, „erhebende Kräfte“ entwickelt. Steht hinter der Mischung „Zwang“ ist es genau umgekehrt, dann obwalten subtraktiv „erniedrigende Kräfte“. Dieser einfachen Logik werden sich gerade Techniker nicht entziehen können.

Erhebt sich nun ein sekundärer Naturelltyp durch additive Mischung zu einer neuen Qualität bekommt er einen höheren Rang: aus dem Bewegungs-/Denk-Empfindungsnaturell wird dann zum Beispiel das abstrahierte, ideell höherstehende, reine Denk-Empfindungsnaturell – der Idealist; aus dem Denk-Empfindungs-/Ernährungsnaturell wird das materiell höherstehende, reine Ernährungsnaturell – der Materialist; aus dem Ernährungs-/Bewegungsnaturell wird das sozial höherstehende, reine Bewegungsnaturell – der die Seele der Gesellschaft ausmachende Sozialist.

Wir hätten nicht die Tragik des Faschismus erleben müssen, wenn nicht der „Sozialismus“, als solcher, medial in so extremer Weise missbraucht und mit einem verratenen Seelenempfinden der Menschen einhergegangen wäre. Bezüglich der Freiheitsgrade wurde darauf schon eingegangen.

Um aus der Ebene der sekundär-erdverbundenen Naturelle in die der primär-lichtverbundenen zu kommen, bedarf es vier aufeinanderfolgender Entwicklungsschritte (als fruchtbringende Auflösung von Gegensätzen). Diese sind den vielfach zitierten Quantensprüngen vergleichbar. Durch einen Kunstgriff in Richtung des 12teiligen Farb- und Naturellkreises wollen wir versuchen eine Brücke für eine Transformation zu schlagen und setzen zunächst die Begriffe Kultur 1-4, Wirtschaft 1-4 und Soziales 1-4, als Kategorien der gesellschaftlichen Repräsentanz, auf die Plätze der Einzelnaturelltypen (Abb. 25). Das funktioniert gut und gestattet uns eine entsprechende Feindifferenzierung.

Gesellschaftliche Repräsentanz und Naturelltypen

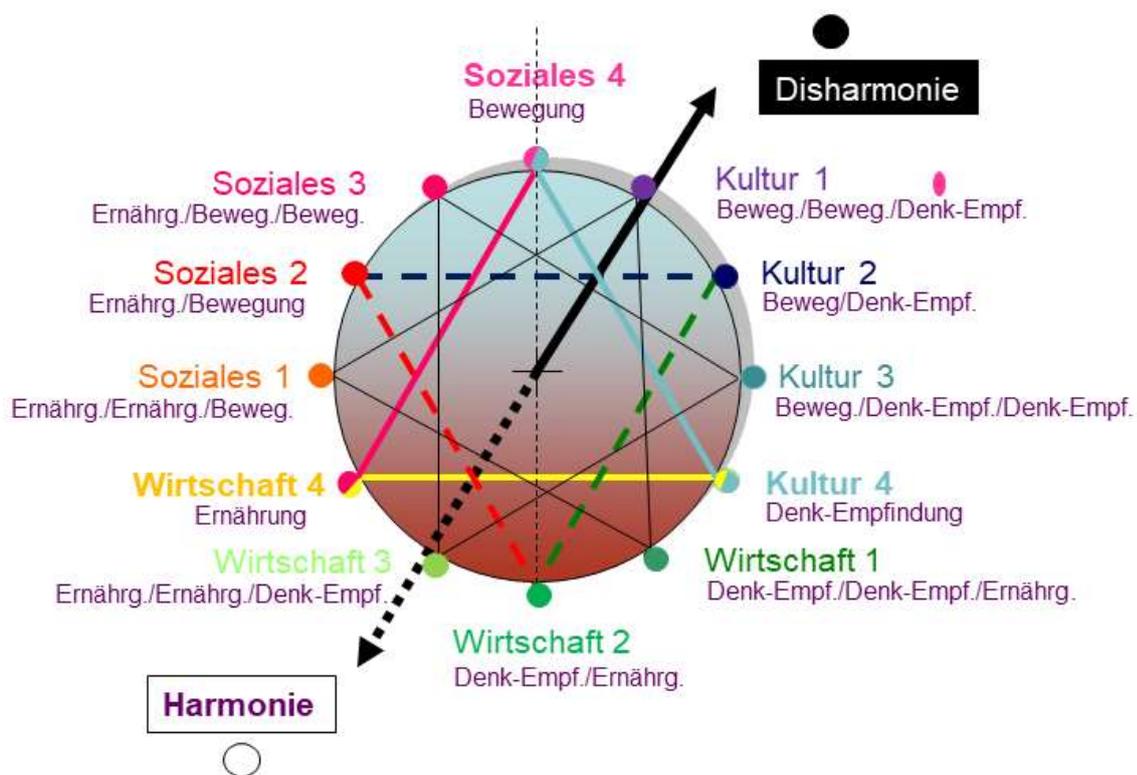


Abb. 25

„Verstand“ und „Vernunft“, die wie „Ist“ und „Soll“ zu betrachtenden Stellgrößen unseres Vorstellungsvermögens und Bewusstseins, finden plötzlich wieder zueinander. Und ganz nebenbei fällt auf, dass Wirtschaft modellhaft und auch traditionell mit „Grün“ – dem sorgsamem Umgang mit der Natur – beginnt. Das haben wir als Folgen der Industriellen Revolution gerade einmal vergessen, um heute mühevoll den Scherbenhaufen falscher Theoreme aufzukehren. Wir haben in der auf den Fuß folgenden sozialen (bürgerlichen oder proletarischen) Revolution – mit dem Verteilungskampf (Rot) – dann gesellschaftlich gegengesteuert. Soweit so gut! Durch die Absorption im Zwangssystem eines militärisch-industriellen Komplexes (begrenzte Freiheitsgrade) und des Geldes ist daraus aber nicht „Gelb“ als primäre Lichtfarbigkeit entstanden, sondern „Grün“ und „Rot“ wurden zum subtraktiven „Braun“. Genau das ist auch die Bezeichnung für jene faschistische Ära, aus der wir lernen sollten. Es wäre damit angesagt, welchen Unterschied es macht, wenn ein System totalitär oder freiheitlich agiert. Und dies nicht nur dem Namen nach, sondern tatsächlich. Neben dem Führer einer solchen

Entwicklung dürfen keinesfalls die Finanz- und Produktionsverhältnisse vergessen werden.
Wo, ist die Frage, stehen wir heute?

Um die Sprünge nicht zu groß werden zu lassen, nun aber zurück zu den Naturelltypen.
Die sehr schönen Einzeldarstellungen Hutters können getrost als Musterbilder für die darauf aufbauenden, gesellschaftlichen Strukturebenen benutzt werden. Denn die Gesellschaft ist von Individuen gebildet. Und deshalb beschwören wir eine freiheitlich demokratische Grundordnung, die den Status quo, die Unantastbarkeit des einzelnen Menschen respektiert. Wenn dieser Status nicht mehr gewahrt bleibt, sondern Menschen durch Zwang in Schablonen gepresst werden, versagt das Regelwerk unserer biologischen Optimierung. Die Gleichschaltungspolitik des Nazisystems mit ihren gesellschaftlichen Eingriffen bis hin zur Euthanasie ist dafür trauriges Beispiel. Sie unterschlug die Vielfalt der tertiären Naturelle und trat Diversität mit Füßen.

6. Die unterschätzten Tertiären

Tertiäre Naturelle werden immer wieder stark unterschätzt. Das hat auch damit zu tun, dass man sie kaum noch klassifizieren kann. Dabei sind sie statistisch in der Überzahl. Bei ihnen gibt es ein relativ starkes, ein untergeordnetes und ein schwaches Keimblatt. Diese Konstellation ist so bedeutungsvoll, wie der Lauf des Mondes um die Erde. Ein in dieser Art konfiguriertes Naturell bekommt einen kleinen Akzent, der seine Entwicklung deutlich individualisiert. Das, was wir spezielle Charakterbildung nennen, geht oft auf einen solchen Anteil zurück und spiegelt sich ganzheitlich in der physiognomischen und pathophysiognomischen Erscheinung. Darauf soll hier aber nicht weiter eingegangen werden.

Ein tertiäres Bewegungs-/Denk-Empfindungs-/Denk-Empfindungsnaturell nach Hutters Lesart steht dadurch zum Beispiel der schöpferischen Ideenfindung wesentlich näher als das sekundäre Bewegungs-/Denk-Empfindungsnaturell, bei dem die dominanten Keimblätter von ihrer Bedeutung gleichrangig sind und in ihrem Anspruch rivalisieren. Wir haben diesen Effekt auch bei reinen Farben, die einen winzigen Hauch eines benachbarten Vollerfarbtones tragen. Diese finden in der Regel ein nachhaltigeres Interesse und lassen den Dreiklang der eigentlich bildgebenden Farbwahl deutlich stimmungsvoller erscheinen.

Da die tertiären Typen in ihrer Individualität nicht vielzählig in Erscheinung treten, werden sie vom unsensiblen Betrachter oft übersehen und regelmäßig vergessen. Dabei bringt deren essentielle Stärke in der Regel Prozesse erst zum Durchbruch oder setzt diesen das besondere „Etwas“ auf. Hier sind die Vertreter der Kreativwirtschaft zu suchen.

Wer sich mit Individualität auseinandersetzt und wir sind in unserer Zeit der sich atomisierenden Gesellschaftsstrukturen mehr als genötigt, dies zu tun, der wird das Besondere als das Tragende schätzen lernen in guten (gesunden) wie in schlechten (kranken) Tagen. Ganz besonders auch deshalb, weil die dadurch erforderlichen Koalitionen besser über die kleinen als die großen Player zu steuern sind.

Um auf die Politik zurückzukommen: Es ist normal, dass eine die Mehrheit stellende Partei von der Masse der Menschen als richtunggebend angesehen wird. Das mag auch nicht falsch sein. Sie ist aber im Allgemeinen nicht die geistig inspirierende Kraft. Sie bringt als „großer Tanker“ nicht die Beweglichkeit mit, wie ein „kleineres Flaggsschiff“. Manchmal wäre es für Parteistrategen deshalb angeraten, sich schon vor der Wahl um ein inhaltlich passendes (nicht konformes) Flaggsschiff zu kümmern, um Koalitionsgespräche beweglich und schöpferisch werden zu lassen.

Als Fazit hier einen ausdrücklichen Dank an die namenlos Essentiellen, die unser Leben um so Vieles reicher und ausgeglichener werden lassen! Einen Dank aber auch für jenen Anteil der Keimblattanlagen, der, wenn er nicht wenigsten als Minimum existierte, ein Leben nicht ermöglichte.

An ihn wird von hoher Warte überhaupt nicht gedacht. Das führt dazu, dass im Krankheitsfall die Ursachen regelmäßig auf der Haben-Seite gesucht werden und nicht auf der des defizitären Solls.

Wenn das äußere Keimblatt, welches zum Beispiel für die Entwicklung des Haut- und Nervensystems zuständig ist, nur als Mindestangebot besteht, dann muss man hier auch die allerorts bekannte Sollbruchstelle erwarten. Dann wird auch die Psyche sehr schnell angegriffen sein und über die Haut in roten Flecken, Ekzemen oder tiefer greifenden Geschwüren ihre Bedrohung anzeigen. Das uns hier vor jeder wirklich pathologischen Veränderung in der Signalfarbe „Rot“ (für einen Übergriff in das Verteilungsprinzip) Einhalt geboten wird, sollte aufhorchen lassen. Durch eine gewisse „Blaufärbung“ wäre darüber hinaus die Überforderung des Nervensystems angezeigt. Kann eigentlich ein biologisches System noch klüger und konsistenter Zeichen setzen?

Auf das Phänomen „Corona“ gemünzt bedeutet dies: lange genug sind in unserem, vorzugsweise auf Wirtschaft und Kapital setzenden System, die sozialen Zusammenhänge vernachlässigt und international die individuellen, kulturellen Verpflichtungen außer Acht gelassen worden. Dadurch entstanden unendlich viele Brennpunkte sozialer Bewegungen (rot). Verdrängt bzw. unterdrückt von rigoroser Machtpolitik meldet sich nun jenes schwächste Glied der Kette durch einen viralen Infekt. Noch dazu, es meldet sich in der Zone des menschlichen Organismus, die unter der aus dem Gleichgewicht geratene Trinität von Wirtschaft, Sozialem und Kultur am meisten leidet – der Lunge, als mit Haut- und Nervensystem aufs Engste verknüpfte Kommunikationsebene im Wechselfeld von Innen und Außen durch Atemnot, trockener Husten, Fieber, septischer Schock, mit Blutverfärbung usw.

Mehr als die Farbklänge und Farbakkorde sind uns die Dreiklänge und Akkorde in der Musik bekannt. Sehr ungern werden die Tonarten mit vielen Vorzeichen gespielt. Wir finden diese im unteren Teil des Quintenzirkels (vgl. Abschn. 8). Allein, sie gehören – so irrational, wie dies erscheinen und bei mangelnder Konzentration klingen mag – zur Vollständigkeit des Lebens. Mit Blick auf die erkennbar stärkere Individualisierung und Technisierung unserer heutigen Zeit, wird es deshalb auch notwendig, dass wir uns zunehmend auf A-Dur; E-Dur; H-Dur ... und die jeweiligen Paralleltonarten in Moll einrichten. Schon das späte 19. und beginnende 20. Jahrhundert hatte sich in diese Richtung bewegt. Für das damalige Klangempfinden „schräge“ Tonarten und Farben kamen damals zur Anwendung. Man denke bei den Malern an die Vertreter des französischen Impressionismus, wie Claude Monet, Pierre Auguste Renoire oder Berthe Morisot oder jene Künstlergruppe der „Secession“ im Wien der 1890er und 1900er Jahre, bei den Musikern z.B. an Anton Bruckner (1824-1896).

Und kaum fassbar war die Fülle der sich daraus ableitenden Dreiklänge und Akkorde, die den Raum des Jugendstils füllten bis zu jenem Moment, in dem die Menschen dieser mentalen Wucht nicht mehr gewachsen waren und beinahe zeitgleich die Massenschlachten des ersten Weltkrieges ausbrachen, wie eine lang ersehnte Entladung. Plötzlich entfalteten auch die Klänge und Farben, die bis dahin so gern aus dem Leben ausgeblendet wurden, in ihrer schaurigen Tragik, im Feuer der brennenden Dörfer und Städte, im Schwirren der Granaten und Geschosse ihre Realität. Mehr noch, die Menschen mussten plötzlich erfahren, dass es auch übelste Gerüche gab, die man lange durch Wohlgerüche zu überdecken gesucht hatte. Es war vor allem ein dekadent gewordener Altadel, der sich der längst fälligen Wandlung der Gesellschaft widersetzte und nun mit den Mittel des Militärs Konflikte zu lösen trachtete, die so und vor allem so, mit den neu entwickelten Waffensystemen nicht mehr zu lösen waren, sondern nur zum Flächenbrand ausufernden konnten.

Vielleicht sollte in diesem Zusammenhang auf die großen Bemühung des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jh. aufmerksam gemacht werden, herausragende Persönlichkeiten der Gesellschaft und des öffentlichen Lebens mit einem nicht vererbaren Adelstitel auszustatten und ihnen fürderhin Privilegien zu gewähren, die Staatsgeschäfte ratgebend oder generell zu gestalten. Darunter sind beispielhaft zu nennen , Gottfried Quandt, Johann Wolfgang Goethe oder Friedrich Schiller.



Abb. 26

Das von Otto Dix in den 1920er Jahren geschaffene Kriegstriptychon zeigt ganz im Sinne des Gesagten eine Farbauswahlpalette vom düsteren Gelbgrün bis hin zum aggressiven Blauviolett. Diese Farben lassen sich, auf Naturelle übertragen, vornehmlich dem Denk-Empfindungstyp zuordnen und deuten auf die Irrationalität der Situation.

Wie sich die beabsichtigte Wahl der Farben verkehrt, wenn sie drucktechnisch (subtraktives Mischverfahren) anders umgesetzt wird, soll uns das nachfolgende Bild (Abb. 27) demonstrieren.



Abb. 27

Diese Reproduktion wurde von einem Laien ungenehmigt gefertigt. Sie schiebt den Farbklang in die wesentlich wärmeren, gelben und orangefarbenen Mischöne und macht tonsprachlich aus „Moll“ das wesentlich optimistischere „Dur“. Das kann kameratechnisch oder auch beleuchtungs-technisch bedingt sein. In jedem Fall verdeutlicht es, wie sich durch mediale Eingriffe Bildaussagen und die damit verbundenen psychologischen Wirkungen verändern lassen.

Wenn wir daraus ein Fazit ziehen wollen, dann das, dass es gerade bei den oft untergeordneten tertiären Ebenen (für Farbe, Ton, Habitus, Naturell ...) wichtig wird, sie authentisch wiederzugeben. Sie verunklären sonst jedwede Information und führen bei einer Interpretation vielfach zum Gegenteil dessen, was ursprünglich gemeint war. Im Falle des Kriegstriptychons wird aus der Ratlosigkeit gegenüber dem Grauen des Krieges ein Triumph, der zu einem „weiter so“ ausholt. Das in der künstlerischen Absicht liegende Herauszeichnen des eigentlichen Symptoms (hier der Irrationalität), welches man als Leitidee für eine Läuterung bzw. Heilung aufgreifen müsste, verpufft oder geht an den Verantwortlichen vorbei. Kunst wird durch solche „Verfälschungen“ zur Chimäre eines unambitionierten Kulturbetriebs. Ihre übergreifende Bedeutung bei der Steuerung gesellschaftlicher Prozesse verliert sich. Schönheit, die in Begleitung von Wahrhaftigkeit zum Weg einer sich aufopfernden, objektivierbaren Liebe werden könnte, wird so nur noch mit Romanze und Kitsch in Verbindung gebracht und geht am viel tiefer gelagerten Leben vorbei.

7. Farbpsychologie und Heilung

Es wurde schon verschiedentlich angemerkt, dass die flächige Abbildung von Zusammenhängen, die eigentlich ins Räumliche gehören, zur Verwirrung führt. Es muss an dieser Stelle trotzdem zunächst bei einer Projektion auf der Grundfläche der oberen Kugelhalbschale bleiben (Abb. 28), wenn wir über die interessanten Wechselbeziehungen von Temperamenten und Farben ins Gespräch kommen. Unweigerlich erfahren wir dabei auch Wesentliches zur Heilung.

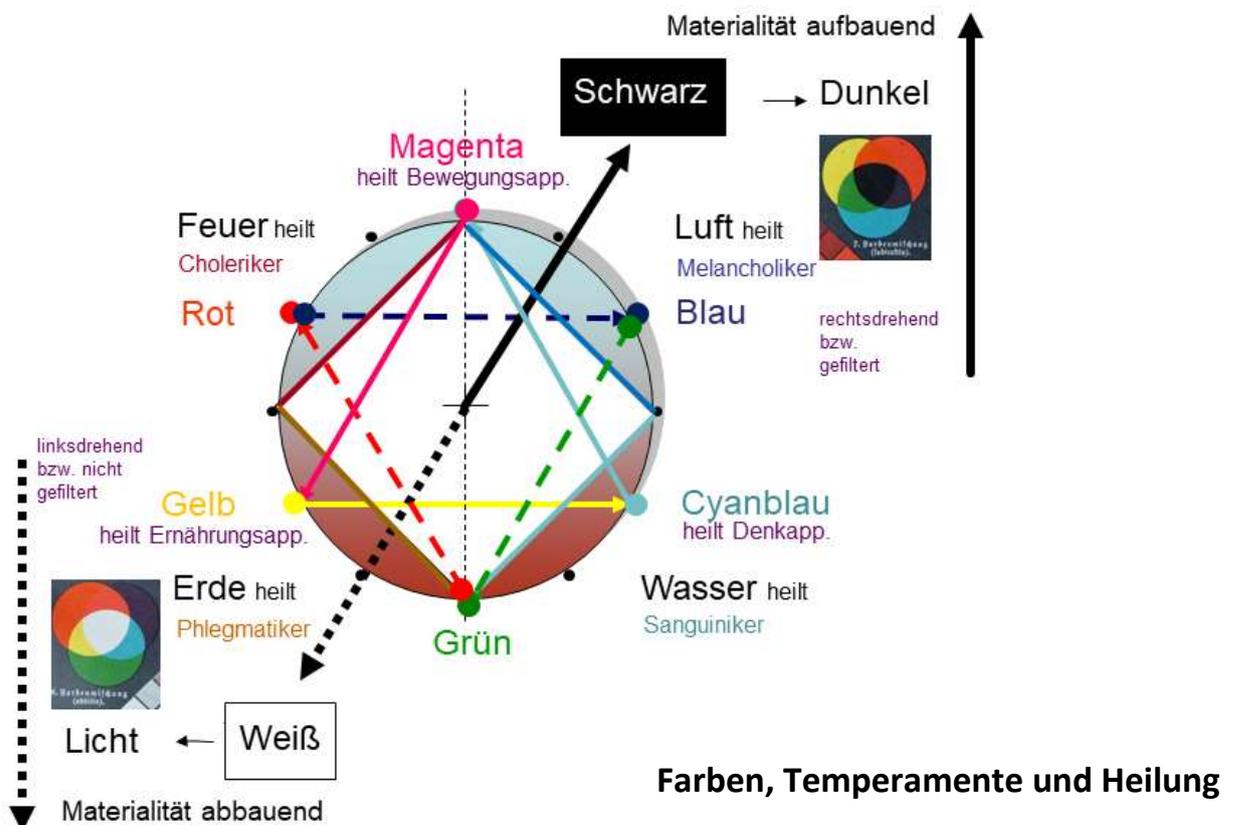
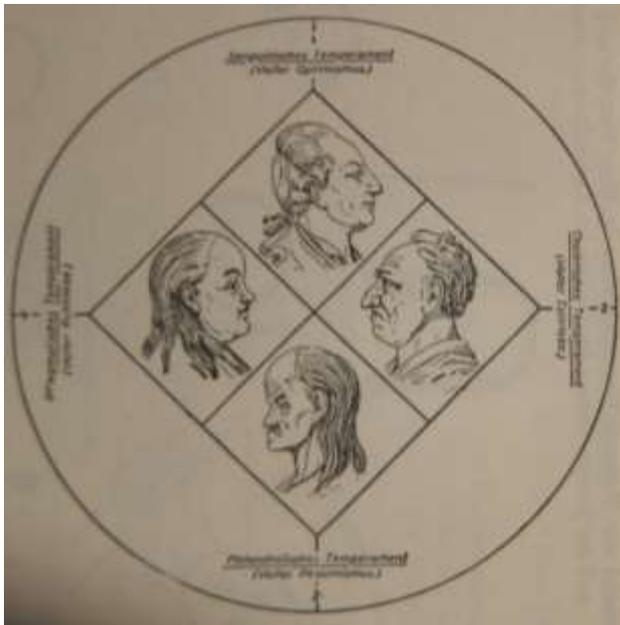


Abb. 28

Wir entnehmen dem Schaubild viele altbekannte aber eben nicht eingeordnete Themen, wie sie heute in esoterischer Literatur herum“geistern“. Da geht es um die Temperamente Melancholiker, Sanguiniker, Phlegmatiker und Choliker, da wird die Elementelehre mit Feuer, Wasser, Erde, Luft ins Spiel gebracht. Da stehen verschiedentlich sogar Gleichheitszeichen im Sinne von „Heilung“. Da wird aber vor allem auch das Mysterium von auf- und abbauenden Vorgängen beleuchtet und dem damit verbundenen Kernspin³⁴ – dem gerichteten Drehimpuls. Wir stellen fest, dass die von uns geübte Rechtsdrehung Materialität aufbaut, linksdrehend geschieht das Gegenteil durch Entlastung und Heilung. Wir müssen überlegen, in welchem Toleranzbereich oder Korridor das eine oder andere als „gut“ oder „weniger gut“ zu betrachten ist!

Da sie eine gewisse Charakteristik herauszeichnen und die eher abstrakte Übersicht illustrieren können, sollen zwischengeschaltet noch einmal die Temperamente, wie sie Huter nach Lavater gegenüberstellt, ins Bild gesetzt werden. Allein diese treffliche Darstellung lässt deutlich erkennen, dass sich Sanguiniker und Choliker sowie Melancholiker und Phlegmatiker in ihrer Wesensgegensätzlichkeit berühren.



Die Temperamente (nach Lavater) lassen sich nicht, wie in Abb. 29 geschehen, polar über Kreuz anordnen, vielmehr gibt es immer eine Bandbreite, in denen sich die Temperamente begegnen. Wenn wir Abb. 28 mit Abb. 29 vergleichen, erkennen wir den Unterschied.

Abb. 29 Ordnung der Temperamente (nach C. Huter)

Deutlich wird aus Abb. 28, dass alle, vor allem psychosomatisch bedingte Erkrankungen durch spezielle Farbwirkungen gelindert bzw. geheilt werden können. Durch die richtige Temperierung der Farben gelingt es nun aber auch einen sauberen Bezug zwischen den Temperamenten (welche linguistische Nähe) und Elementen des antiken Weltverständnisses herzustellen. „Blauviolett“ bis „Blaugrün“ wie Luft heilt danach über das Ähnlichkeitsprinzip Melancholiker. Wie oft hörte ich, bei eigenen, melancholischen Anwendungen, meine Mutter früher sagen: „Junge, geh an die Luft“. „Blaugrün“ bis „Grün“ heilt Sanguiniker. Das sind die, deren Temperament „vom Himmelhoch Jauchzen bis zum zu Tode betrübt“ wellenartig schwingt. Auch dieses Wissen gibt es, dass Wassermassagen bei unausgeglichenen Gemütswallungen sehr vorteilhaft sind. „Grün“ bis „Orange“ lässt Phlegmatiker genesen. Auch hier ist uns bekannt, dass Schlamm packungen – also die Behandlung mit lehmigen „Erde“ – gerade solchen Patienten hilft, denen es durch ein Phlegma an Antriebskraft fehlt.

³⁴ <https://de.wikipedia.org/wiki/Kernspin> Der Kernspin ist der Gesamtdrehimpuls eines Atomkerns um seinen Schwerpunkt. Sein Einfluss auf die Eigenschaften makroskopischer Materie oder Vorgänge kann gewöhnlich vernachlässigt werden, weshalb er auch erst Ende der 1920er Jahre entdeckt wurde. Untersuchungen des Kernspins sind jedoch wichtig zum Verständnis des Aufbaus von Atomkernen.

Schlussendlich ist uns bewusst, dass Choleriker vom Feuer beinahe magisch angezogen werden, denn „Orange“ bis Magenta“ stabilisieren deren Psyche. Das führt leider auch dazu, dass von einer solchen Personengruppe Exzesse ausgehen können, die in irren Feuerorgien und Kriegen enden. Was uns nicht bewusst wird ist, dass sich Temperamente in gewissem Umfange auch ändern können.

Bezogen auf die Lichtfarbe „Cyan“ kann nach dem Ähnlichkeitsprinzip eine Heilung des Denkapparates (äußeres Keimblatt) geschlussfolgert werden. „Gelb“ hingegen heilt den „Ernährungsapparat“ (inneres Keimblatt), „Magenta“ ist gut bei der Behandlung des Bewegungsapparates (mittleres Keimblatt). Das hat ohne Zweifel mit der Frequenz bzw. Wellenlänge der Lichtwirkung und ihrer damit verbundenen „Durchdringung“ von Zellstrukturen zu tun.

Dass unter dem Einfluss einer subtraktiven Farbmischung die Lichtfarben „Magenta“, „Cyan“ und „Gelb“ wieder in „Rot“, „Tiefblau“ und „Grün“ übergehen mit der Tendenz zum Dunklen bzw. Schwarzen ist eine Tatsache, an der seit eineinhalb Jahrhunderten – eigentlich mit Beginn der Farbfotografie – niemand mehr vorbei kommt.

Die Frage ist berechtigt, warum bekommen wir solche verknüpfenden Gedanken nicht seit Langem vermittelt? Wir dürfen vermuten, weil es dieses Wissen als Wissen (nicht als Ahnung) erst seit wenigen Jahrzehnten durch hochspezialisierte Forschung gibt. Und weil, die subtraktive Drucktechnik, die seit Gutenberg unser Leben bestimmt, gerade erst durch andere Medien umfassend abgelöst wird.

Nun ist es allerdings an der Zeit, dieses Wissen deduktiv für eine Freisetzung des Geistes einzusetzen.

8. Von der Macht der Musik

Doch gehen wir weiter, dann stellen wir fest, dass auch der Klangraum ganz ähnlich geordnet ist. Mit der Einführung einer wohltemperierten Stimmung hat Andreas Weckmeister 1691 dazu beigetragen, dass sich die Tonarten im Kreis, nach dem so genannten Quintenzirkel ordnen lassen (Abb. 30). Der Quintenzirkel seinerseits weist uns auf eine Besonderheit hin – die parallelen Dur- und Moll-Tonarten. Diese haben zwar dasselbe Vorzeichen (b oder Kreuz) klingen durch eine Verschiebung der Halbtonschritte in ihrer basisgebenden Tonleiter aber ganz anders – „Dur“ optimistisch; „Moll“ traurig; düster. Die Tonarten spiegeln also ebenfalls eine freie und eine gebundene Form des Klanges bzw. Ausdrucks wieder, wie die additive und die subtraktive Farbmischung.



Abb. 30 Quintenzirkel³⁵im Hexagramm

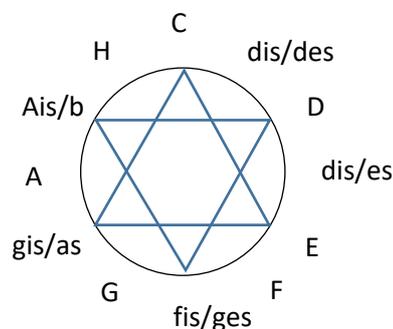


Abb. 31 Zirkel der Halbtonschritte

³⁵ www.musiklehre.at 2018 by Johannes-Kaplaner, erstellt mit der Musiksoftware „Encolore Notation“ – Passportmusik.de

Doch was ist eine additive bzw. subtraktive Mischung von Tönen im Gegensatz zu Farben? Wir haben davon noch wenig Ahnung. Wir wissen nur, dass heute Konzertsäle in aller Welt mit hochsensibler Technik auf ihre Klangqualität bzw. Dämpfung untersucht werden.

Eines steht fest, beim Quintenzirkel haben wir es nicht mit Einzeltönen zu tun, sondern mit Akkorden. Wenn wir bei Einzeltönen bleiben, so wird eine Oktave seltsamer- oder natürlicherweise ebenfalls aus 12 Halbtonschritten gebildet.

Dreiklänge entstehen für uns aus Grundton, Terz und Quinte. Das ist erstaunlich – eigentlich müssten sie nach unserer inzwischen entstandenen Idealvorstellung aus Grundton, Terz und Sext gebildet werden, um im Klang harmonisch zu erscheinen. Das Problem liegt darin, dass wir die Konventionen in der europäischen Musiktradition so getroffen haben, dass nicht jeder Halbtonschritt mit der gleichen Frequenzveränderung (Hz/Halbton) verbunden ist. So trennen zum Beispiel das C1 vom Cis1 3,889 Hz, das G3 vom Gis3 11,654 Hz.

Wenn diese Halbtonschritte vollständig „austemperiert“ (vergleichmäßig) würden, dann sollte der C-Dur-Dreiklang anstatt auf C-E-G eher auf C-E-gis erklingen (vgl. Abb. 31) und die Tonart bekäme ein Vorzeichen.

Wir sehen, welche interessante Wirkung kleine Nuancen in der Schwingungsfrequenz auf ein ansonsten „stimmiges“ Schaubild haben. Es muss so auch nicht wundern, dass uns die Analogien von „Ton“ und Farb“ton“ bisher kaum aufgefallen sind. Die Zwölftonmusik Arnold Schönbergs hat diese Problematik nicht wirklich aufgeheilt und verständlicher gemacht, sie verfolgt einen ganz anderen Ansatz. Als Zwölftontechnik ist bei Schönberg die Methode des Komponierens *mit zwölf nur aufeinander bezogenen Tönen*³⁶ bezeichnet.

„Moll“, als Tonart, ist für Musikliebhaber, die sich hier vielleicht der h-moll-Messe von Bach besinnen oder Bruckners Messe in e-moll, sicher nicht krankhaft. Die „Moll“-Tonart ist aber durch ihre „absorptive“ Tendenz geprägt – sie unterdrückt den eigentlich durch Grundton und großer Terz gesetzten, kraftvollen Spannungsbogen – und „infiziert“ Schwächlichkeit. In der musikalischen und besonders künstlerischen Wirkung muss das bei feinsten Dosierung kein Nachteil sein und so gibt es umfangreiche Musikkritik, die den in einer Krise versackten Hörer über „Moll-Passagen“ auffängt und hinführt zum optimistischen „Dur“.

An dem Ideal der harmonischen Vollkommenheit mehr als jeder andere arbeitend, findet man wohl Johann Sebastian Bach und das in fast allen musikalischen Gattungen. Die Ausstellung im Geburtshaus des großen Meisters in Eisenach³⁷ notiert dazu: „Bach war kein ‚Hexenmeister‘; es ist faszinierend zu erleben, wie Bachs Werk aus der Auseinandersetzung mit musikalischen Anregungen, Moden und Traditionen erwächst. Seine wegweisenden Innovationen beruhen auf einer außergewöhnlichen Beherrschung des musikalischen Handwerks. Die Auseinandersetzung mit grundlegenden Techniken seiner Kunst hilft zu verstehen, wie seine Musik ‚funktioniert‘ und was sie so großartig macht.“ An dieser Stelle soll noch einmal auf die Polyphonie und den so genannten Kontrapunkt zurückgekommen werden, denn sie führen genau dorthin, wovon der große Arzt und Künstler der Romantik Carl Gustav Carus sprach, wenn er bemerkte: „Nur tief Verwandtes regt Verwandtes mächtig auf.“ Polyphonie heißt Mehrstimmigkeit. Bei Bach ist sie kein willkürliches „Zusammenklingen“ von Tönen. „Vielmehr sorgen feste Regeln und flexible „Bauanleitungen“ dafür, daß am Ende ein wohlklingendes [„schönes“, d.A.] und trotzdem lebendiges Tonwerk entstehen kann. Die Lehre vom harmonischen Satz (Polyphonie) wirkt sich dabei besonders auf die Anordnung der Stimmen übereinander aus.

³⁶ Arnold Schönberg: *Stil und Gedanke*. Fischer, Frankfurt a. M. 1995 S. 75.

³⁷ Dauerausstellung in Bachs Geburtshaus in Eisenach, Am Frauenplan

Das System des Kontrapunktes läßt sich als kunstvolles Regulativ begreifen, um die Bewegung aufeinander folgender Stimmen zu ordnen. Allen höheren Formen des Kontrapunktes liegt das Prinzip zugrunde, daß zwei oder mehrere Stimmen das *gleiche* Thema verwenden. Soll dabei kein völliger Gleichklang entstehen [sondern nur „Ähnlichkeit“, d.A.], so muß der zweite Einsatz zeitlich versetzt erfolgen. Die zweite Stimme ahmt die erste nach, „imitiert“ sie also. Um über die immergleiche Wiederholung hinaus eine harmonische Entwicklung zu ermöglichen, setzt in der Fuge die zweite Stimme immer auf einer anderen Tonstufe ein. Die spannende Frage ist nun: was geschieht mit der ersten Stimme, sobald die zweite einsetzt? Sie kann nicht erneut ihr ursprüngliches Thema spielen, denn das erklingt ja gerade in der zweiten Stimme. Der Komponist muß also etwas Neues dagegen setzen, den so genannten Kontrapunkt.

In der „Kunst der Fuge“ lotet Bach systematisch alle kontrapunktischen Möglichkeiten eines einzigen Fugenthemas aus.

Die Musik des Barock wird von zwei Prinzipien beherrscht: Zum einen von der polyphonen Kompositionsweise, zum anderen vom Generalbaß. Der Basso continuo oder „Generalbaß“ ist die Grundlage der Musik zwischen 1600 und etwa 1770. Die Baßstimme ist nicht einfach nur eine Begleitung, sie ist das harmonische Fundament, aus dem sich alle anderen Stimmen ergeben.

Der Generalbaß ist sowohl eine Theorie als auch eine praktische Kunst. Bach war ein berühmter Generalbaß-Virtuose. Auf diesem Niveau geht es nicht mehr um simple Akkordbegleitungen, sondern darum, regelrechte Kunstwerke mit schöner ‚singender‘ Stimmführung und eigenen Akzenten zu ergänzen, allerdings ohne die übrigen Instrumente ‚in Grund und Boden zu spielen‘.³⁸

Aufbauend auf Andreas Werkmeisters Arbeiten erprobte Bach neue Systeme, um die Stimmung zwischen verschiedenen, vorher nicht miteinander spielbaren Tonarten anzugleichen. Im „Wohltemperierten Clavier“ machte er diese Erkenntnisse erstmals für die Praxis nutzbar. „Indem er vollgültige Kompositionen in so ‚entlegenen‘ Tonarten wie b-Moll oder Cis-Dur vorlegte, verschaffte er sich einen gewaltigen Vorteil in der Nutzung des Tonraumes.“ Er gewann neue Freiheitsgrade.

Krankheit dagegen verzerrt die Gegebenheiten, sie setzt Zwangspunkte und verstimmt das individuelle wie gesellschaftliche System hin zu Disharmonie und Argwohn. Wir erkennen diesen Zustand sehr gut, wenn Charaktervoll-Schönes vergeht, wenn Leidenschaften zu Süchten (auch Eifersüchten) verkommen, wenn das Chaos der Ordnung überwiegt. Daran etwas „Schönzureden“ führt zur Verdrehung aller natürlichen Gesetze und damit zum völligen Unverständnis unter- und miteinander. Wenn wir aber bildhaft „nicht mehr dieselbe Sprache sprechen“, dann gelten auch nicht mehr die gemeinsam mühevoll geschaffenen Konventionen. Es geht kein Weg dran vorbei: wir können über gewisse Zusammenhänge in den Köpfen wieder Ordnung schaffen und damit energetisch auch Freiheitsgrade und Licht, wir können es aber auch lassen und ernten mit Despoten, die dann ganz natürlich die Macht ergreifen und Zwang verursachen, Dunkelheit.

Hier soll dem erstgenannten Weg gefolgt werden, der uns in der leidenschaftlichen Auseinandersetzung mit den Polaritäten Liebe verspricht und Erkenntnis. Dabei fallen sicher gelegentlich die berühmten Schuppen von den Augen und es werden Sachverhalte in ihrer inneren Verknüpfung offenbar, die im Zusammenleben mehrheitlich abhandengekommen sind. Anzunehmen ist freilich auch, dass sich als Folgewirkung jene Kräfte melden, die von der Verdunkelung der Erkenntniswelt bislang profitiert haben und kein Interesse daran zeigten, dass sich das ändert. Allein, selbst diese kleine Schar von Menschen, nebst ihren Unterstützern, kommt unterdessen nicht umhin, sich neu zu orientieren.

³⁸ Ebd.

An dieser Stelle soll ein kleines Beispiel jene Stimmung verdeutlichen, in der heute nicht nur der Einzelne, sondern die Gesellschaft als Ganzes dringend Lösungen erwarten.

Da fertigt der WDR ein Satire Video (wobei man sich über die vermeintlich unbegrenzte Freiheit von Satire durchaus unterhalten sollte) mit dem geschmacklosen Text „Meine Oma ist ‘ne alte Umweltsau“. Darauf reagiert die Online-Gemeinschaft nicht nur erbost, sondern die Situation eskaliert und gipfelt in wüsten Beleidigungen und Wut-Orgien. Letztlich werden Journalisten bedroht, der Chef des WDR und des Journalistenverbandes müssen Stellung beziehen. Und ... beide kratzen zunächst nur am Symptom der Überreaktion. Herby Sachs – als Redakteur des WDR – kommt schließlich zur Einschätzung: „wir müssen uns nicht nur an der ‘Causa Umweltsau‘ abarbeiten und doch nur um den heißen Brei herumreden, sondern endlich das ganz große Fass aufmachen: Wohin führt uns diese Diskussionskultur, und wie lässt sich dem grassierenden Irrsinn wenigstens ansatzweise Einhalt gebieten? - Es geht nicht um Geschmacksfragen von Satire, sondern um den Schutz von Satire- und Meinungsfreiheit, betont auch der DJV-Bundesvorsitzende Frank Überall. Noch deutlicher und grundsätzlicher drückte es Tom Buhrow am Montag aus: "In unserem Land ist etwas richtig krank", erklärte der Chef des größten ARD-Senders.

Buhrow befand jedoch auch: "Wir in den Medien müssen etwas demütiger sein und auch mal Kritik ertragen können." Vielleicht ist das ja wirklich ein erster Ansatz: Immerhin blendet hier einer mal in die Mitte einer Debatte hinein und nicht nur auf den linken oder den rechten Rand. Wer viel in den Sozialen Medien unterwegs ist, dürfte längst den Eindruck haben, dass es so etwas wie den gepflegten Zwischenton heute nicht mehr gibt: Überall stößt man auf unversöhnliche Haltung, auf Grundsatzzdebatten, die von Schwarz oder Weiß und richtig oder falsch bestimmt werden - und sei das eigentliche Thema auch noch so unbedeutend.“³⁹

Die Wortwahl des Beitrages ist hier interessant. Er spricht von „Diskussionskultur“ und legt damit eine Messlatte an, die schon in die Nähe der Künste gelangt. Er spricht auch von „grassierendem Irrsinn“ und greift damit in ein Feld unserer verstandeslastigen Zivilisation hinein, welches so lange nicht mehr beackert wurde. Letztlich spricht er von einem „gepflegten Zwischenton“ und meint damit offenbar so etwas wie Musik. Ob bei den genannten Grundsatzzdebatten dann vielleicht noch das „Schwarz“ und „Weiß“ der Klaviertasten im Hinterkopf steckt, wir wissen es nicht. Mit Vernunft hat aber auch dieser Text, obgleich er einiges erahnt, nicht zu viel zu tun. Eher zufällig bemerkt der Autor: „wie weit wir inzwischen bei solchen Vorgängen von Vernunft entfernt sind“.

Hätte Herby Sachs zwischen Verstand und Vernunft unterschieden, wäre ihm gegebenenfalls sogar der Unterschied zwischen „Moll“ und „Dur“ in den Sinn gekommen und er hätte ein wenig darüber nachforschen können, was es mit der „schlechten“ Stimmung, die so schnell zum „Schwarz“ tendiert, auf sich hat. Vielleicht hätte er auch herausgefunden, dass viele Menschen unterdessen meinen, wir sprängen angesichts der großen, weltweiten Herausforderungen einfach zu kurz. Andere keuchen angesichts der Erschöpfung darüber, was sie in den letzten Jahren alles leisten mussten. Sie können ihre Einzelwahrnehmungen und Emotionen im Detail nicht verifizieren. Emotional anstatt einer „großen“ Terz eine „kleine“ Terz zu setzen bei der Intonation, etwa wie beim „Moll“, ist da schon leichter. Wenn diese kleine Terz im Echoraum schließlich noch rückgekoppelt wird und krass schief klingt, ist das Gefühl dabei gewesen zu sein, beim großen Konzert der ungehörten Geister, geradezu grandios. Soweit die Problemschau. Was aber lässt sich in einem solchen Falle tun? Musikalisch sicherlich nicht viel. Es sei denn, man würde sich wieder auf orchestrale und künstlerische Traditionen besinnen, bei denen es bekanntermaßen nicht nur Einzelkötter und Solisten in einer demokratischen Grundordnung gibt, sondern einen Dirigenten. Letztlich steht dieser in

³⁹ WDR/Herby Sachs 30.12.19

Verantwortung für den Sinn oder Irrsinn der Veranstaltung. Welcher Art Verantwortung gibt es dagegen im Social media?

Es wäre allerdings ärmlich, an dieser Stelle einfach nur nach dem starken Mann/der starken Frau zu rufen. Vielmehr spüren wir doch mehr als deutlich, dass unser Gesamtsystem hinsichtlich der polaren Gegensätze hier „unten“, da „oben“, hier „Gesetz“ da „gesetzloser Raum“ schlecht austariert ist, dass hier dringend neue Konventionen im digitalen Raum anstehen, die es mit Weisheit und Klugheit auszuhandeln gilt. Wir können überzeugt davon sein, dass die Ankündigung eines solchen, von „Wahrhaftigkeit“ getragenen Prozesses emotionale Wellen auslöst. Auch diese werden als Erstreaktion irrational sein, sie werden uns aber kurz darauf weiterführen zu dem was gute, respektiv schöne Musik ausmacht: sie darf nicht erkünstelt sein, sondern sie muss auf Regeln beruhen und ehrlich bleiben!

9. Riechen und Schmecken - die Alten

Zu den archaischen Sinneswahrnehmungen gehören „Riechen“ und „Schmecken“. Noch ehe das „Hören und Sehen“ folgte, gab es deshalb auch den Instinkt, von dem unser Wort „stinken“ herrührt. Das Schmecken ergab sich fast automatisch mit dem Vorgang des „Essens“ oder „Fressens“, denn es verbindet sich mit dem Aufschließen der Nahrung für alle daran hängenden Lebensprozesse. In der Ableitung erfahren wir hier so nebenbei, dass der „Geschmack“ als Begriff, den wir doch heute noch oft mit „Schönheit“ in Zusammenhang bringen, recht betagt sein muss. Und uns schwant, dass in diesem Falle auch „die Schönheit“ sachlich und begrifflich „ein alter Hut“ sein wird. Wenn dem aber wiederum so ist, dann hat sich schon in ganz früher Zeit zwischen „Geruch“ und „Geschmack“ jener Weg gebahnt, der uns ziemlich schnell und sicher zu unserem nächsten und übernächsten Ziel führt.

Derjenige, der wohl am eindrucklichsten für uns alle, den ganze Menschenscharen in seinen Bann ziehenden „Geruch“ behandelt, nein gehegt, gepflegt und zur künstlerischen Meisterschaft kreierte hat, ist Patrick Süskind in seinem Romanbestseller „Das Parfum“.⁴⁰



Abb. 32 / Abb. 33

⁴⁰ Von User:ΛΦΠ - Eigenes Werk, CC BY-SA 4.0, <https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=10983501>

Hier feiern Liebe, Tod, Geruch und Geruchlosigkeit in dem außer Kontrolle geratenen Leben des Jean-Baptiste Grenouille ihre Urstände. Dieses Romankunstwerk vermag es, die Leidenschaft und fatalen Konsequenzen eines mit einem genialen Geruchsinn ausgestatteten Menschen mit aller Eindringlichkeit vorzuführen. Der Geruch der „zu Frauen heranreifenden jungen Mädchen von ausgesuchter Schönheit“ hat diese zu Opfern des völlig seinem triebhaften Schöpferum frönenden Parfumeurs gemacht.

Der Handlung selbst soll in diesem Moment nicht unsere Aufmerksamkeit gelten, vielmehr interessiert auch hier wieder die Nähe, in die der Autor „Geruch“ und „Schönheit“ setzt. Das ist ganz sicher kein Zufall, wie überhaupt der psychologische Tiefgang und die subtile Handhabung physiologischer Hintergründe Süskind als ausgemachten Kenner menschlichen Wesens verraten. Wer oder was ihn zu diesem fantastischen Werk geführt haben mag, blieb bislang etwas im Verborgenen. Erst seit wenigen Jahren wissen wir, in welchem großen Umfang er aus dem Nachlass eines seiner Urahnen, des bekannten Zoologen, Physiologen und Unternehmers Prof. Dr. Gustav Jaeger (1832-1917) schöpfte.⁴¹ Diesem Forscher ist die Würdigung des Geruchs als Atem (Odem) unserer Seele zu danken. Was er damit preisgab, ist zwar schon im Sanskrit verankertes Wissen – dort bedeutet „Ich-Geruch“ Seele – für einen Wissenschaftler des 19. Jahrhunderts bedeutete eine Anerkennung dieses alten, fernöstlichen Wissens jedoch bedeutende Schmähungen durch seine, dem Nihilismus verhaftete Fachkollegen. Dabei gibt es bei einfacher Logik nichts Normaleres als die Erkenntnis, dass zwischen Materie und Geist, etwas im „Dreiklang“ agiert – nämlich die Seele. Nicht aber als transzendente Unbekannte, sondern als Funktion, die Verbindung schafft. Wir können es halten, wie wir wollen, jeder biologische oder technische Vorgang erzeugt durch Abrieb, Verbrennung, chemische Umsetzung ... vielerlei Ausdünstungen bzw. „Gerüche“. Die Summe dieser, ein Organ, eine Organgruppe, ein ganzes Individuum oder technisches Vehikel ausmachenden Emissionen von Riechstoffen ist im Grunde nichts anderes als der Begleitumstand jeder menschlichen Existenz. Sobald die Funktion eingestellt wird, weil man aufgehört hat zu existieren, verflüchtigen sich die „Gerüche“ als Sinnesreize und geben von der ganz besonderen Verfassung kein Zeugnis mehr ab. Doch! – natürlich ist das, was da über die Zeit abgegeben worden ist, nicht einfach verschwunden, sondern es hat – ob materiell, funktionell oder geistig – auf andere Prozesse und Vorgänge im Naturkontinuum Wirkung getan. Insofern ist auch die philosophische bzw. religiöse Behandlung des Themas „Seele“ in keiner Weise denunziert. Sie hat dabei eine durchaus andere und bezüglich ihrer Wahrnehmung auch weiter gefasste Grundlage. Wie sonst würden sich zum Beispiel die schwermütigen Gesänge und Balladen aus den Weiten Russlands in Verbindung mit den wunderschönen Landschaftsbildern eines Isaak Iljitsch Lewitans (1860-1900) als perfekter Ausdruck der russischen Volksseele deuten lassen?

Wenn aber nun Düfte mit ihren quantitativ kaum bestimmbar, dagegen aber qualitativ sehr hochwertigen und differenzierten Spuren so wichtig sind, wo bilden sie sich in den von uns gewählten Übersichten ab? Ohne Zweifel im Dreieck Körper (Materie) – Seele (Funktion) – Geist (Spirit), dem sich die Alten noch im hohen Maße verpflichtet sahen. Diese Ordnung von Dachbegriffen (man denke hier evtl. an eine Ebene noch oberhalb der Akkorde oder Farbdreiklänge) liefert allerdings noch lange keine hilfreiche Kategorisierung. Mit dem bei Jaeger, und belletristisch verarbeitet bei Süskind, angesprochenen Diadem von 24 Jungfrauendüften des Jean Baptist Grenouilles kommen wir auch nicht viel weiter. Ohne Zweifel kann man sich so etwas ausmalen. Aber ist das in der Realität und beim Weiterdenken hilfreich?

Prof. Jaeger war einer der Wenigen, die das für möglich hielten und der es in seinen Veröffentlichungen zu den „Anthropinen“ auch verifizierte. Er war nicht nur dem Namen nach Jäger, sondern beobachtete auch den Spürsinn seiner Hunde bei der Jagd. Im Gegensatz zu uns Menschen, die wir

⁴¹ <https://www.ngo-online.de/2011/08/23/das-vermachtnis-des-7-parfums-die-liebe/>

um die 350 Duftsensoren besitzen, gibt es bei Hunden etwa 1200. Deren Witterung ist damit viel differenzierter. Zur olfaktorischen Wahrnehmung gibt das Allgemeinwissen heute preis: „Die Duftstoffe in der Luft gelangen bei Säugetieren beim Einatmen und verstärkt beim Wittern (bewusstes Spüren) in die oberen Nasenhöhle und an die Riechschleimhaut. Hier werden die Geruchsmoleküle gelöst, wodurch sie für die Zellen chemisch registrierbar werden. Dafür gibt es verschiedene Rezeptortypen, die jeweils nur auf eine bestimmte Duftmolekülgruppe ansprechen. Aus der Kombination der angesprochenen Rezeptoren in den Zellen ergibt sich die Geruchsmischung. Das Riechen – der Sinn zur Duftwahrnehmung – hängt von genetischen und Wahrnehmungsprozessen, vom Zustand der Luft und von der Lernfähigkeit des Gehirns ab.“⁴² Es folgt die Aussage: „Für viele Tierarten ist der Geruchssinn essentiell. Für den Menschen wird der Geruchssinn gemeinhin für weniger wichtig gehalten als das Sehen, Hören oder Tasten, doch bedeutet sein Fehlen eine wesentliche Einbuße an Lebensqualität.“ Der Bedeutungsschwund ging dabei durchaus mit dem der Seele einher, nur eben als Ergebnis einer sich maßgeblich auf Messwerte stützenden Naturwissenschaft und die gab es oder gibt es bislang weder für die Seele, noch für den „Geruch“, noch für psychologische Effekte.

Wenn wir nun dennoch versuchen, Düfte zu klassifizieren, dann mit der gebotenen Vorsicht. Selbst Spezialisten der olfaktorischen Wahrnehmung konnten sich da noch nicht zu einer einheitlichen Ordnung finden. Die verschiedenen Systeme unterscheiden zwischen 6-8 Komponenten wie: blumig, fruchtig, grün, würzig, holzig, harzig, animalisch, erdig, faulig, brenzlich, beißend, mentholartig, moschusartig, ätherisch. Wir erkennen daran, der methodische Durchbruch ist noch nicht geschafft. Vielleicht gelingt es, durch eine „Synchronopse“ mit den uns inzwischen bekannten Merkmalen anderer Ordnungssysteme ein wenig Licht in die Angelegenheit zu bringen. Das versucht auch Hans Henning (1885-1946) Geruchsprisma.⁴³ Allerdings setzt es einige Begrifflichkeiten, die geruchlich überhaupt nicht zu entschlüsseln sind, wie: „brenzlich“. Seine Rubriken sind zusammen mit denen des Aromaforschers Günter Ohloff (1924-2005) aber Basis einer weiteren, ggf. zwischenzeitlichen Übersicht.

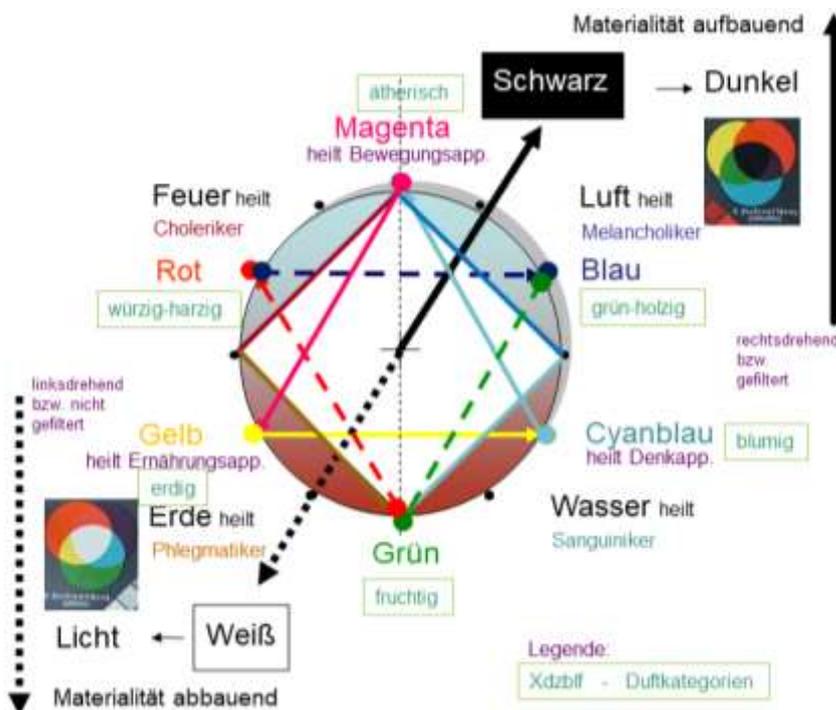


Abb. 34

⁴² <https://de.wikipedia.org/wiki/Geruch>

⁴³ [https://de.wikipedia.org/wiki/Hans_Henning_\(Psychologe\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Hans_Henning_(Psychologe))

Erstmalig erhalten wir eine Anordnung, die unsere Duftwahrnehmungen mit anderen Wahrnehmungserfahrungen zusammenführt und die auch etwas mit der Lebenswirklichkeit zu tun hat. Natürlich verändern sich die Duftprofile vom „Magenta“ über „Blau“, „Gelb“, „Rot“ und „Zinnoberrot“ immer stärker ins technisch-synthetische hinein. Dort beginnt auch die nächst niedrigere „Oktave“ (und es gerät im analogen Farbspektrum das Licht aus dem für uns sichtbaren Bereich).

Eines muss bei alledem aber richtiggestellt werden: in den eigenen Texten wurde bisher versucht zwischen Sinn und Gesinnung zu unterscheiden. Bei Zitaten ist dies nicht geschehen, deshalb ergeben sich Widersprüche. „Riechen“ und „Schmecken“ sind Sinne, „Geruch“ und „Geschmack“ sind „Gesinnungen“ – man erkennt das an der Vorsilbe „Ge-“. Während der Verstand über die Sinne gebietet, gebietet die Vernunft über die Gesinnungen. Das ist eine ganz andere Ebene. Deshalb „setzen“ wir auch Texte, sie sind deshalb aber noch lange nicht „Gesetz“. „Geruch“ oder „Geschmack“ sind insofern auch die Veredlungsstufe unserer Wahrnehmungen hin zu einer tragenden Gesamtordnung. Wir werden unter dem Überbegriff „Ästhetik“ noch darauf zu sprechen kommen.

Zum „Schmecken“ als Vorstufe des einen Oktav- oder vielleicht sogar Quantensprung höher angelegten „Geschmacks“ gibt es aus der Trivialität heraus wenig zu sagen. Auch deshalb wird wohl Riechen und Schmecken häufig in einem Atemzug abgehandelt. Und wenn Volkes Stimme davon spricht: „uns schmeckts aber heute wieder“, dann haben wir es in der Regel schon mit einer Ableitung des „Geschmacks“ zu tun. Es wird deshalb wieder nicht leicht, abgrenzbare Nuancen des Schmeckens zu bestimmen. Ein anderes Problem ist, dass „Schmecken“ ohnehin als komplexer Sinneseindruck verstanden wird, der auf ein multimodales Zusammenspiel von „Geruchssinn“, „Geschmacksinn“, Tastsinn, Temperatur- und Schmerzempfinden zurückzuführen ist. Uns gelingt es nämlich nicht, die verschiedenen Reize in der Mund- und Nasenhöhle voneinander zu trennen.⁴⁴

Das, was ein Nachteil zu sein scheint, kann man allerdings auch als entwicklungsgeschichtlichen Vorteil ansehen. Durch die Kopplung der Sinneswahrnehmungen beim Auffinden und Prüfen der Nahrungsmittel, bevor sie geschluckt oder eingenommen werden, kann sich bei der Weiterverarbeitung im Zwischen- und Großhirn ein komplexes Musterbild entwickeln. Ein solches Bild ist naturgemäß der integralen Veredlungsstufe „Geschmack“ auf der Ebene der Vernunft schon recht nahe, was ja auch immer wieder zur Verwechslung der Begriffe führt. Das aber soll hier nicht weiter erörtert werden.

Der Vergleichbarkeit wegen, versuchen wir lediglich die bisher bekannten „Geschmacks“kategorien süß, sauer, salzig, bitter, umami-fleischig und fettig in unser bekanntes System einzubinden. Für all diese Kategorien sind spezielle Geschmacksrezeptoren gefunden worden. Wir wollen uns darüber hinaus fragen, welche der Begriffe stehen in einem nur irgendwie komplementären Gegensatz?

Da fallen uns vielleicht „süß“ und „sauer“ ein, aber eigentlich baut „süß“ häufig auf „sauer“ auf. Bei „bitter“ und „salzig“ ist für uns, als Hobbyköche im Grundkurs, keine Abfolge oder Komplementarität zu erkennen. Wir haben allerdings so ein paar Regeln, dass Fleisch ohne Salz fade schmeckt oder Fettiges in Verbindung mit einen würzigen Wein recht gut bekömmlich wird. Dass die Süße durch Bitterstoffe interessant werden kann, ist ebenfalls kein Geheimnis. Der Magenbitter ist ein brauchbares Beispiel dafür. Schauen wir deshalb, wie sich eine Anordnung relativ logisch mit dem koppeln lässt, was uns schon bei den Duftstoffen zu einem systematischen Zusammenhang hat finden lassen. Neben den Farben können uns vielleicht auch ein paar sekundäre Naturelltypen bei der Entscheidungsfindung helfen.

⁴⁴ Vgl. Quelle Anm. 35

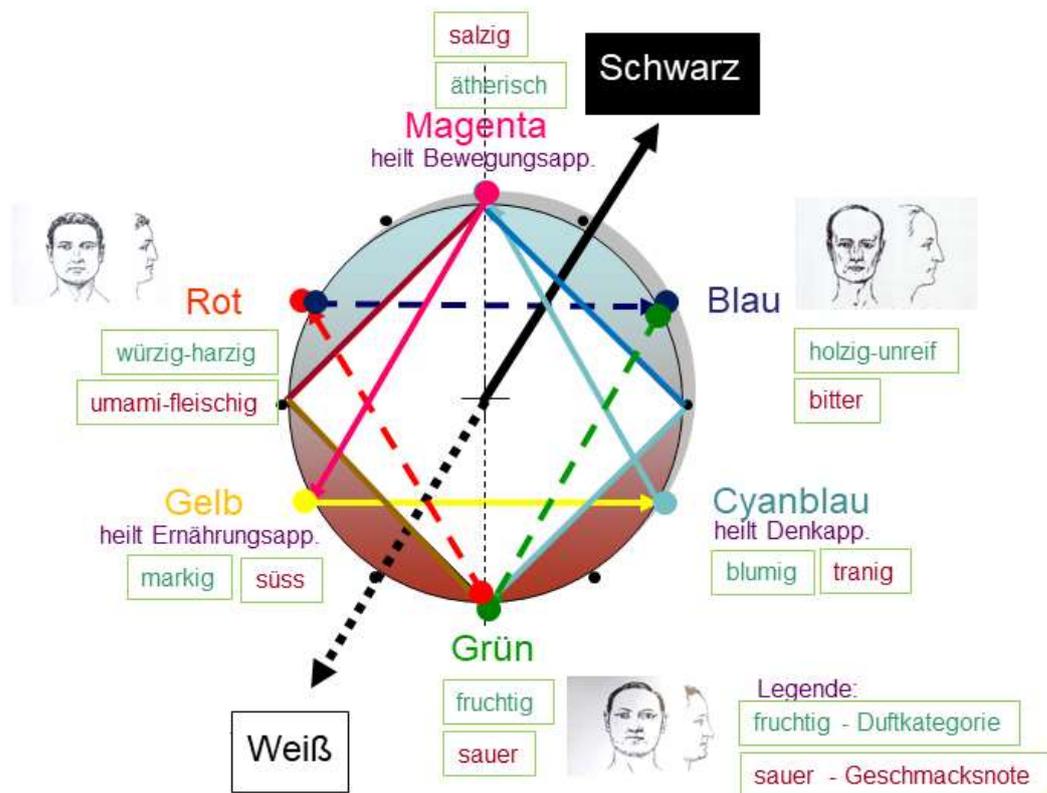


Abb. 35

Wir erkennen, dass die Duftstoffe und „Geschmacksrichtungen“ synchronisierende Anordnung mit ein paar begrifflichen Änderungen aufwartet. So wurde bei den Duftstoffen aus „grün-holzig“ geändert „holzig-unreif“ und aus „erdig“ wurde geändert „markig“. Diese Änderungen sind geringfügig, unterstützen aber den gedanklich-logischen Fluss. Bei den „Geschmacksrichtungen“ wurde aus „fettig“ geändert „tranig“. Auch hier entwickelt sich dadurch ein Verständnis, welches die Naturell-Verwandtschaft einschließt.

Dass ein Bewegungs-/Denk-Empfindungs-Naturell („Blau“) beim Start ins Jahr noch etwas „hölzern“ transpiert und man förmlich die „Bitternis“ in seiner Nähe schmeckt, ist manchen schon aufgefallen. Vielfach kommt als Grundstimmung dann noch eine gewisse Melancholie dazu. Ein reines Denk-Empfindungs-Naturell begleitet da schon viel eher ein „blumiges“ Duftbouquet mit einer leicht „tranigen“ Geschmacksnote. Das Denk-Empfindungs-/Ernährungs-Naturell kommt uns vom Duft „fruchtig“ herüber, in seiner Nähe „schmeckt“ man allerdings etwas „Säuerlichkeit“. Bei Beiden lässt sich möglicherweise die der sanguinischen Grundstimmung anhaftende Unentschiedenheit zwischen „flüchtigem“ Duft und „fassbarem“ Geschmack erkennen. Das reine Ernährungs-Naturell transpiert „markig“, was so viel heißt wie „präsent“. Hier steckt vielfach die geschmackliche „Süße“ des Frühherbstes dahinter. Da man davon nicht so gerne lässt, ist eine phlegmatische Grundstimmung geradezu angesagt. Beim Ernährungs-Bewegungs-Naturell hat sich die Duftnote schon etwas in Richtung der würzig-harzig Bestandteile verschoben. In seiner Umgebung meint man das „gereift-fleischige“ geschmacklich fassen zu können. Es macht sich in der Grundstimmung aber auch schon eine gewisse Cholerik bemerkbar, die dem Stress bei der Wandlung von einem aeroben zu einem aneroben Abbauprozess entspringt. Das reine Bewegungs-Naturell hat eine narkotisierende, „ätherische“ Ausdünstung. Sein Schweiß schmeckt stark „salzig“.

Ich gebe zu, diese Beschreibung klingt idealtypisch und das ist sie wohl auch. Die Nuancen eines Lebens sind vielschichtiger. Dennoch vermittelt sie uns den Gesamtzusammenhang den wir suchen, um letztlich auch über das, was Schönheit als Prozess ist, unseren Weg zu Freiheitsgraden und harmonischen Ausgleich in Liebe zu finden.